

Evangelisches Frankfurt

Zeitung für Mitglieder der evangelischen Kirche in Frankfurt am Main

Oktober/November 2009 · 33. Jahrgang · Nr. 6



„Religionifizierter“ Alltag

Wenn es für den Willen Gottes keinerlei Interpretationsspielraum mehr gibt, dann ist das religiöser Fundamentalismus. Auch in Frankfurt gibt es solche Gruppen. > Seite 3



Provokatives Wurstessen

Anfang Oktober wird in den Gemeinden Erntedank gefeiert – Grund genug für einen Streifzug durch (religiöse) Speisevorschriften früher und heute. > Seite 4



Qualität am Lebensende

Im neuen evangelischen Hospiz steht die Selbstbestimmung der Bewohnerinnen und Bewohner im Mittelpunkt. Über Lebensqualität in der Zeit des Sterbens. > Seite 5

Debatte ums Läuten

Stadt will an Bombennacht erinnern

►Die Stadt Frankfurt möchte den 22. März zum Gedenktag an die Bombardierung der Frankfurter Altstadt im Jahr 1944 erklären und jedes Jahr eine Viertelstunde lang die Glocken der Innenstadtkirchen läuten. Unter den Stadtverordneten fand ein entsprechender Antrag der CDU-Fraktion im Römer eine große Mehrheit aller Parteien mit Ausnahme der Linken.

In den Kirchen stößt die Idee jedoch auf geteiltes Echo. Denn eigentlich werden Kirchenglocken nicht als Kommentare zu „weltlichen“ Ereignissen geläutet, sondern nur vor Gottesdiensten. Das große Stadtgeläut, das vier Mal im Jahr in Frankfurt stattfindet, macht zwar ohnehin schon eine Ausnahme. Allerdings erklingt es

jeweils am Vorabend hoher christlicher Feiertage.

Die Innenstadtkirchen sind Dotationskirchen, das heißt, sie gehören der Stadt Frankfurt und werden den Kirchen lediglich zur Nutzung überlassen. In der Vergangenheit wurden Anfragen von städtischer Seite, die Glocken zu einem bestimmten weltlichen Anlass zu läuten, von den betreffenden Gemeinden in der Regel abgelehnt. In diesem Fall gibt es jedoch auch innerhalb der Kirche Stimmen, die der Idee zugestimmt haben. Nachgedacht wird auch über die Möglichkeit, nur die großen Glocken zu läuten oder begleitende Veranstaltungen zum Anlass in den Kirchen zu organisieren. as.



Frisch, gesund und gleichzeitig bezahlbar kochen – geht das? Der Frankfurt Profikoch Oliver Schneider ist davon überzeugt. Zum Beweis kochte er zusammen mit Kindern in der Schulküche der Brentanoschule in Rödelheim ein leckeres Essen, zu dem dann auch die Eltern eingeladen waren. Organisiert hatte das die Evangelische Familienbildung, die derzeit ein Ernährungsprojekt an der Brentanoschule durchführt.

Foto: Ilona Surrey

Erntedank

Erntedank feiern im Zoo

►Zum Erntedankfest am Sonntag, 4. Oktober, gibt es in diesem Jahr erstmals einen ökumenischen Gottesdienst im Zoologischen Garten Frankfurt. Er findet um 18 Uhr auf dem Weg zwischen den Zooterrassen und dem Weiher statt, Eintritt in den Zoo muss dafür nicht bezahlt werden.

Gestaltet wird der Gottesdienst von sechs christlichen Gemeinden im Ostend. Sie wollen damit an die Verantwortung für die Schöpfung erinnern und dem Dank für die Früchte der Natur Ausdruck ge-

ben. Neben liturgischen Elementen und Musik mit Bläsern und spanischen Gitarren gibt es ein Gespräch mit dem Revierleiter und Tierpfleger Karlheinz Jähnel und dem Kurator Rudolw Wicker. Ihre Themen sind artgerechte Tierhaltung, die Möglichkeiten, bedrohte Tierarten in aller Welt zu schützen, sowie die Kommunikation und Körpersprache von Tieren.

Auch die meisten anderen Kirchengemeinden feiern zum Erntedankfest besondere Gottesdienste. as.

Diakoniezentrum

Fahrräder für Wohnsitzlose

►Eine Fahrradwerkstatt gibt es jetzt im Diakoniezentrum „Weser5“ im Bahnhofsviertel. Wohnsitzlose können dort beschädigte Fahrräder unter Anleitung reparieren und erhalten dafür die nötigen Ersatzteile. Sie können auch Fahrräder ausleihen.

Um den Bedarf zu decken, werden noch gebrauchte Fahrräder erbeten. Auch Fahrräder mit kleinen Defekten können abgegeben

werden. Geöffnet ist die Werkstatt, die beim Tagestreff in der Gutleutstraße 20/Ecke Weserstraße angesiedelt ist, jeweils montags bis donnerstags von 8.30 bis 14 Uhr.

Die Ausstattung der Werkstatt wurde von der FR-Altenhilfe, einer Hilfsaktion der Frankfurter Rundschaue, sowie von American Express mit jeweils 1500 Euro gefördert. as.

Geldanlagen gegen die Armut

Oikocredit: Mit ethischem Wirtschaften Zuwächse trotz Krise

►Beim Förderkreis Hessen-Pfalz der christlichen Entwicklungsgenossenschaft Oikocredit gab es im September ein Doppelereignis zu feiern: das 30-jährige Bestehen und den Umzug von Kassel in die neue Geschäftsstelle im Ökumenischen Zentrum Christuskirche am Beethovenplatz im Frankfurter Westend. Dass die Feier auf den Jahrestag der Lehman-Pleite fiel, nahm der Vorsitzende Stefan Weiß als willkommenen Zufall. Im Gegensatz zu vielen anderen Geldinstituten habe Oikocredit die Finanzmarktkrise nicht nur unbeschadet überstanden, sondern sogar Gewinne und Zuwächse verzeichnet. Für den Pfarrer ein Beweis, dass man „die besseren Geldanlagen geboten“ habe.

Mit der Vergabe von Mikrokrediten an Menschen in armen Ländern – ein Konzept, das Oikocredit schon seit langem verfolgt – „machen wir wichtige und gute Arbeit“, betonte Weiß. Allein im Förderkreis Hessen-Pfalz hielten über tausend Mitglieder Genossenschaftsanteile von rund sieben Millionen Euro.

Deutschlandweit erzielten die acht Förderkreise in den vergangenen fünf Jahren ein jährliches Wachstum von 15 Prozent und sind mit ihrem Anlagekapital über 150 Millionen Euro geklettert. Weltweit sorgen dreißig Förderkreise dafür, dass Oikocredit gegenwärtig Darlehen von 375 Millionen Euro vergeben und damit rund 17 Millionen Menschen in aller Welt unterstützen kann.

Der hessen-nassauische Kirchenpräsident Volker Jung würdigte Oikocredit als „wichtigen Beitrag zur Gerechtigkeit in der einen Welt“. Die Mikrokredite seien eine Erfolgsgeschichte und beispielhaft für nachhaltiges Wirtschaften. Auf der Empfängerseite hätten sich die Darlehen als „beste Form der Selbsthilfe“ herausgestellt. Auf der Anlegerseite bestehe die Sicherheit, dass das Geld in einen ethisch verantwortlichen Umgang mit Ressourcen fließt. Auch die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau habe einen Teil ihres Geldes hier angelegt.

Die Reputation, die Oikocredit hierzulande bei mehr als 16000

Einzelpersonen und kirchlichen Einrichtungen genießt, führt Deutschlandvertreter Florian Grohs auf das klare „Nein zu kurzfristigen Renditen“ und den Verzicht auf Boni zurück. Vielmehr setze man auf langfristige Partnerschaften und stehe für ethische Werte. Aus diesem Grund hätten die Anleger auch während der Finanzkrise kein Geld abgezogen. Das gezeigte Vertrauen bestätigt für Brigitte Bertelmann vom evangelischen „Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung“ die Arbeit von Oikocredit. Das Verlustrisiko sei minimal, der Zinssatz von zwei Prozent höher als bei einem normalen Banksparsbuch.

Mit der Umsiedelung nach Frankfurt hofft Oikocredit auf mehr Vernetzung und einen steigenden Bekanntheitsgrad. Hier wird nun auch erstmals ein hauptamtlicher Mitarbeiter sitzen. Der frühere Schatzmeister Pfarrer Karl Leonhäuser wünscht sich, dass möglichst viele Menschen das Potenzial der Genossenschaft entdecken. (Siehe auch den Kommentar auf Seite 2). Doris Stickler

Kommentar

Einsatz gegen die Armut gehört zum Kerngeschäft

► Spätestens seit der Ökonom Muhammad Yunnus im Jahr 2006 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde, ist die Idee der Mikrokredite in aller Munde. Eigentlich stammt sie aus dem Umkreis kirchlicher Dritte-Welt-Arbeit. Die ökumenische Entwicklungsgenossenschaft „Oikocredit“ (siehe Bericht auf Seite 1) arbeitet seit Jahrzehnten nach diesem Prinzip: Lokale Initiativen in Asien, Afrika und Lateinamerika durch Kleinkredite in die Lage zu versetzen, sich selbst zu helfen.

In letzter Zeit ist es allerdings ruhig geworden um das christliche Engagement für die Ärmsten dieser Welt. In den siebziger Jahren gab es noch in fast allen Kirchengemeinden Gruppen, die sich für arme Länder engagierten, die regelmäßig Basare oder Spendenaktionen organisierten und lebendige Partnerschaften mit Menschen in Indien, in Ghana, in Guatemala und anderswo pflegten. Dahinter stand auch das Bewusstsein, dass wir in einem reichen Land leben und dass es uns, materiell gesehen, um Längen besser geht als den Menschen anderswo. Die „Dritte-Welt-Gruppen“, die damals zur selbstverständlichen Ausstattung fast aller Kirchengemeinden gehörten, setzten sich auch politisch mit der Verstrickung der westlichen Länder in eine Weltwirtschaft auseinander, die durch ungerechte Strukturen Armut und Not hervorbringt.

Natürlich gibt es auch heute noch den einen oder anderen Eine-Welt-Laden und das eine oder andere Spendenprojekt. Zum „Kerngeschäft“ scheint das aber nicht mehr zu zählen. Die Ehrenamtlichen brechen weg, Nachwuchs ist schwer zu finden. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass wir uns in Deutschland heute „ärmer“ fühlen. Soziale Sicherungssysteme werden abgebaut, und auch die Kirchengemeinden haben Geldsorgen. Sie müssen Gebäude abgeben und hauptamtliche Stellen einsparen. Da sammelt man lieber für den eigenen Kirchturm oder die neue Orgel.

Doch damit schwindet auch ein Stück Glaubwürdigkeit. Dass der Einsatz für die Armen dieser Welt ein elementarer Bestandteil des christlichen Engagements ist, darüber dürfte wohl kaum ein Zweifel bestehen. Sicher, vieles davon ist bei professionellen Organisationen wie zum Beispiel Oikocredit in guten Händen. Aber das kann das Engagement der einzelnen Christen und Christinnen und der Ortsgemeinden nicht ersetzen. Wer immer nur um sich selbst kreist, hat keine Strahlkraft. Das Interesse für arme Länder ist deshalb nicht nur eine moralische Pflicht. Es kommt auch dem kirchlichen Leben selbst zugute.

Antje Schrupp



„Sitzungen nur bis zehn Uhr“

Rita Meinecke ist Gerichtspräsidentin und Kirchenvorsteherin

► In den hohen Räumen des Altbaus im Frankfurter Nordend wirkt sie noch zierlicher und gar nicht so, wie man sich die Chefin eines großen Gerichts vorstellt. Rita Meinecke ist seit 2007 Präsidentin des Frankfurter Sozialgerichts. Ihre Antworten sind nachdenklich, und doch ist in jedem Satz, in jedem Wort etwas von der Kraft einer Frau zu spüren, die genau weiß, was sie will.

So räumt Meinecke gleich mit einem Vorurteil auf. „Wir sind nicht die Sozialtanten der Nation, sondern wir sprechen Recht bei strittigen Fragen der Rentenversicherung, Krankenversicherung, Arbeitslosenversicherung, auch bei Fragen des Elterngelds, und des Schwerbehinderten- und Versorgungsrechts.“ Auch alle Streitigkeiten rund um das Arbeitslosengeld II, auch Hartz IV genannt, gehören dazu. Beide Begriffe mag die Richterin nicht. „Hier geht es um Grundsicherung und nicht um eine Leistung aus der Arbeitslosenversicherung.“

Rita Meinecke ist im katholischen Hildesheim aufgewachsen. Ihre Mutter wurde bei der Heirat mit einem Protestanten evangelisch. Es war selbstverständlich, dass die Tochter in die Jungschar der Gemeinde und später auch zum Flötenkreis ging. In Hildesheim war man kirchlich, gleich ob evangelisch oder katholisch.

Als Tochter von Gewerbetreibenden wusste Rita Meinecke, dass der Beruf auch seine Frau ernähren muss. „Mir war wichtig, einen Beruf zu finden, mit dem man Geld verdienen kann.“ Einige Semester Sozialwissenschaften eröffneten da keine Perspektive. Es blieb die Jurisprudenz.

Geblieben ist aber auch die Liebe zur Kunstgeschichte und zur Archäologie. „In Hildesheim gibt es ein wunderbares ägyptisches Museum. Da habe ich in den Semesterferien gejobbt.“ Während sie das erzählt, entdeckt man jenes Funkeln in den Augen, das die Begeisterung verrät.



Gerne hätten sie es in Hildesheim gesehen, wenn Rita Meinecke geblieben wäre. Über der elterlichen Bäckerei im Zentrum der Stadt wären auch für die junge Juristin Räume für eine Anwaltskanzlei gewesen. Und da sie als Tochter von Selbstständigen früh auf eigenen Beinen stand, war das durchaus eine reizvolle Option. Doch schließlich zog es sie aus persönlichen Gründen nach Gießen. In der mittelhessischen Kleinstadt übernahm sie das Richteramt am Sozialgericht.

Mit der Karriere ging es dann steil bergauf: Landessozialgericht, später Direktorin des Sozialgerichts in Darmstadt. Und jetzt Frankfurt. In den vergangenen 18 Monaten hat sie den Umzug des Gerichts in die Gutleutkaserne organisiert, bei laufendem Betrieb. Zur Zeit sind 10 000 Verfahren anhängig. Und wenn man weiß, dass Gerichtsakten 30 Jahre aufbewahrt werden müssen, ahnt man, welche Leistung hier vollbracht wurde.

Kirche und kirchliches Engagement lagen Rita Meinecke nicht fern. „Aber es bedurfte des Anstoßes.“ Der Anstoß kam über den evangelischen Kindergarten. Die junge Mutter engagierte sich und wurde gefragt, ob sie im Kirchenvorstand mitarbeiten will. Das war vor zwölf Jahren. Auch für die nächste Wahlperiode steht sie der Katharinengemeinde zur Verfügung. Darüber hinaus gehört sie dem Dekanatssynodalvorstand, dem Satzungs- und Geschäftsordnungsausschuss und der Kindertagesstätten-Kommission des Evangelischen Regionalverbandes an. Doch ihre Passion bleibt der Kindergarten. „Die Arbeit mit Kindern ist die Zukunft der Kirche. Auch für den neuen Kirchenvorstand konnten Mitglieder aus der Elternschaft gewonnen werden.“

Von der Kirche wünscht sich Meinecke, dass sie schonender mit der Zeit der Ehrenamtlichen umgeht. „Als der Dekan mich fragte, ob ich bereit wäre, mich in den Dekanatssynodalvorstand wählen zu lassen, sagte ich: Nur wenn die Sitzungen um zehn Uhr beendet sind.“

Kurt-Helmuth Eimuth

Beratung und Information

Info-Center/Kircheneintrittsstelle

Dominikanerkloster, Kurt-Schumacher-Straße 23, Telefon 2165-1111
Täglich gibt es in Frankfurt etwa hundert Angebote der evangelischen Kirche. Auskunft gibt das Info-Center. Dort können Sie auch Gottesdienstzeiten oder die Zugehörigkeit zu Ihrer Kirchengemeinde erfragen.

Evangelische Propstei Rhein-Main

Saalgasse 17, Telefon 287388
In der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau gibt es keinen Bischof, sondern ein Kollegium von Präpstin und Präpsten der sechs Regionen des Kirchengebietes. Präpstin für Rhein-Main ist Gabriele Scherle.

Evangelischer Regionalverband

Dominikanerkloster, Kurt-Schumacher-Straße 23, Telefon 2165-0
www.frankfurt-evangelisch.de
In Frankfurt haben sich 58 Kirchengemeinden und vier Dekanate zu einem Verband, dem Evangelischen Regionalverband Frankfurt am Main, zusammengeschlossen. Vorsitzende des Vorstands ist Pfarrerin Esther Gebhardt. Die Verwaltung hat ihren Sitz im ehemaligen Dominikanerkloster am Börneplatz.

Spendenkonto

Evangelische Kreditgenossenschaft, BLZ 50060500, Konto 4000200
Mit einem Stichwort – zum Beispiel „Obdachlosenarbeit“ oder „Gemeinde XY“ – können Sie bestimmen, wem Ihre Spende zugute kommt. Wenn Sie Ihre Adresse angeben, bekommen Sie automatisch eine Spendenquittung für das Finanzamt.

Beratung

Telefonseelsorge	0800 1110111
Beratungsstelle für Frauen	94350230
Evangelisches Zentrum	5302-222
für Beratung und Therapie	
Paar- und Lebensberatung	5302-291
Familienberatung	5302-220
Beratung für Migranten	5302-154
Evangelisches Zentrum für Beratung Höchst	7593 6720

Begegnung und Bildung

Evangelisches Frauenbegegnungszentrum	9207080
Evangelische Stadtakademie	1741-5260
Kontaktstelle für Körperbehinderte und Langzeitkranke	5302-257
Familienbildung	605004-0
-Höchst	759367280
Reisen	297239511

Jugend

Stadtjugendpfarramt	959149-0
Sankt Peter	2972595100
Jugendreisen	959149-22
Jugendhäuser	959149-32
Evangelisches Jugendwerk	9521830

Diakonie

Evangelisches Pflegezentrum	254920
Hauskrankenpflege	25492121
Demenz-Projekte	25492140
Betreuungsdienst	25492131
Kleider- und Möbelspenden	90436780

Sucht

Alkoholfreie Begegnungsstätte	
Dominikanergasse 7	295456
Suchtkrankenberatung	1505-9030
-Höchst	759367260

Lebenslagen

Kinder und Jugendliche trauern anders

► Die Mutter ist gestorben. Eine Schwester, der Bruder oder der Vater. Die Beerdigung ist vorbei, die Familie wieder unter sich, das Leben soll weitergehen. Wenn da nur nicht diese Leere wäre. Das Kind zieht sich in sich zurück, wird vielleicht sogar krank. Die Eltern wissen nicht, wie sie darauf reagieren sollen und kämpfen mit ihrer eigenen Trauer.

Kinder trauern oft anders als Erwachsene: In einem Moment spielen sie vielleicht glücklich mit einem Ball, im nächsten Moment hocken sie tieftaurig auf dem Boden – sie springen in die Trauer hinein und wieder heraus. Anders als Erwachsene können Kinder ihre Trauer meist nicht mit Worten oder Tränen ausdrücken, sondern verarbeiten sie vielleicht in einem Spiel. Eltern sollten Trauer als etwas Natürliches und Notwendiges

akzeptieren, das seine Zeit braucht. Sie sollten offen und angstfrei damit umgehen und ihre Kinder in dieser chaotischen Zeit ihres Lebens begleiten und stützen. In ihrem Buch „Ronja Räubertochter“ hat die Kinderbuchautorin Astrid Lindgren auf den Punkt gebracht, wie wichtig gemeinsam trauern ist: „Sie saßen da und hatten es schwer. Aber sie hatten es gemeinsam schwer und das war ein Trost. Leicht war es trotzdem nicht.“

Es „gemeinsam schwer haben“ können Kinder seit Oktober auch in einer kostenlosen Gruppe bei „Lacrima“, dem neu gegründeten Zentrum für trauernde Kinder und Jugendliche der Johanniter Unfallhilfe Rhein-Main. In der Gruppe können Kinder zusammen malen, singen, spielen oder auch mal schreien, um so ihrer Trauer Aus-

druck zu verleihen. „Für Jugendliche ist es noch wichtiger, dass sie mit Altersgenossen zusammen treffen, die Gleiches erlebt haben“, erklärt Oliver Pitsch, Regionalvorstand der Johanniter. „Sie tauschen sich intensiv untereinander aus, fühlen sich oft besser verstanden als von Erwachsenen.“ Deshalb soll bald auch eine Outdoor-Gruppe für Jugendliche entstehen, in der sie etwa auch boxen können, um Wut abzubauen.

Während der Gruppenarbeit für Kinder und Jugendliche finden gleichzeitig Gesprächstrauerkreise für Eltern statt. Die Gruppenarbeit dauert meist ein Jahr. Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer werden noch gesucht. Ebenso wie Betroffene können sich Interessierte direkt an die Johanniter Unfallhilfe wenden, Telefon: 069 366006600.

Stephanie von Selchow

Die „Religionifizierung“ des Alltags

Wenn es für „Gottes Willen“ keinen Interpretationsspielraum mehr gibt, ist das religiöser Fundamentalismus. Als christliche Bewegung entstand er vor hundert Jahren in den USA.

► Sie kommen modern und locker daher. „Es sieht eher aus, als würde Thomas Gottschalk predigen“, sagt Lutz Lemhöfer, Weltanschauungsbeauftragter des Katholischen Bistums Limburg. Dieses Kompliment macht Lemhöfer christlichen Gemeinden, die er dem Bereich des Fundamentalismus zuordnet. In Frankfurt sind hier die Ichthys-Gemeinde in Nied und das Christliche Zentrum im Riederwald zu nennen. Von Fundamentalismus spricht Lemhöfer, wenn die Verkündigung sich als direkt biblisch versteht und keinen Interpretationsspielraum lässt. Bibelwort und unmittelbare Eingebungen bestimmen dabei nicht nur das Glaubensleben, sondern den ganzen Alltag.

Lemhöfer spricht von einer „Religionifizierung des Alltags“. Während in den großen Kirchen Raum für unterschiedliche Auslegungen der Botschaft sei, werde in solchen Gruppen jede Alltagserfahrung unmittelbar religiös gedeutet: Ob ein Bewerbungsgespräch erfolgreich ist oder nicht, entscheidet nicht die Qualifikation oder der Gesprächsverlauf, sondern es hängt allein davon ab, ob

es Gottes Wille ist, dass die Bewerberin die Stelle bekommen soll.

Der Begriff Fundamentalismus ist abgeleitet von einer gleichnamigen Zeitschriftenreihe: Zwischen 1910 und 1915 wurde in den USA mit kräftiger Unterstützung kalifornischer Ölmillionäre eine theologisch konservative Schriftenreihe herausgegeben und kostenlos an nichtkatholische Pastoren, Evangelisten, Missionare und Theologen verteilt. Ihr Titel lautete: „The Fundamentals“ – die Fundamente. Kritisch wandte sie sich gegen die historisch-kritische Erforschung der Bibel, aber auch gegen das moderne Weltbild der Natur- und Sozialwissenschaften, nicht zuletzt gegen die Evolutionstheorie von Darwin.

Neben dem wörtlichen Bibelverständnis (Wortfundamentalismus) gewinnt auch die unbedingt gültige Autorität persönlicher Erfahrungen und Offenbarungen, die dem Heiligen Geist zugeschrieben werden, an Bedeutung (Geistfundamentalismus). Der Gemeindeleiter, durch den Gott seinen Willen verkündet, gilt als höchste Autorität.



Die fundamentalistische Organisation „Christus für alle Nationen“ hat ihren Sitz in Frankfurt-Seckbach. Von hier aus steuert sie riesige Missionsveranstaltungen in Afrika.

Foto: Ilona Surrey

Von besonderer Bedeutung sind Heilungsdienste. Dies reicht vom „Befreiungsdienst“, bei dem angeblich okkulte Mächte den Körper verlassen, bis hin zu Spontanheilungen, bei denen selbst verkürzte Beine wieder wachsen sollen. An erster Stelle ist hier

Reinhard Bonnke und seine Organisation „Christus für alle Nationen“ zu nennen, die ihre Zentrale in Frankfurt hat: Von Seckbach aus werden Großevangelisationen vor allem in Afrika gesteuert. Bis zu einer Million Menschen sollen an diesen Massenspektakeln teilnehmen. Bonnke wörtlich: „Tumore weicht in Jesu Namen! Alle Infektionen, Neurosen, ich breche die Kette aller Depressionen, in Jesu Namen! Die Freude am Herrn wird deine Stärke sein und deine Medizin sein.“ Neben den zweifelhaften Wunderheilungen wird Bonnke vorgeworfen, dass er Vorurteile zwischen Muslimen und Christen schürt.

Seit einigen Jahren hat die so genannte Healing-Rooms-Bewegung auch in Deutschland vermehrt Zuspruch gefunden, auch im Rhein-Main-Gebiet. Ähnlich wie in einer Arztpraxis kommen Ratsuchende dorthin, jedoch in der Hoffnung, durch Gebete geheilt zu werden. Gesundheit gilt als ein „Recht“ der Kreatur, und Krankheit wird in die Nähe einer Strafe für sündiges Verhalten gerückt.

Kurt Helmuth Eimuth

■ Unaufgeregter Einblick in die Fundi-Szene

► Weitgehend unbemerkt ist eine Form des Christentums auf dem Vormarsch, das mit Begriffen wie „evangelikal“ und „fundamentalistisch“ schnell in eine Schublade gesteckt wird. Nicht nur wegen der wachsenden Zahl solcher Gruppen, man schätzt 700 000 Mitglieder in Deutschland, lohnt der Blick auf Inhalt und Ausrichtung.

Oda Lambrecht und Christian Baars werfen in ihrem Buch „Mission Gottesreich“ einen differenzierten Blick auf die Szene. Anhand der Themen Sexualität und Wissenschaftsverständnis, Schulpflicht, Missionsbefehl und der Stellung zu Israel zeigen sie Grundpfeiler eines christlichen Fundamentalismus auf, vor dem man erschrickt. In einem eigenen Kapitel geht es um Kinder, die in solchen Gruppen aufwachsen. Sie leben in einer ständigen inneren Zerrissenheit, da sie quasi in einer Parallelwelt erzogen werden. Kultur, Mode, Kino oder Tanz der „normalen“ Welt bleiben ihnen verschlossen. Dadurch würden die Kinder zu „sozialen Märrtyrern“ erzogen.

Ein unaufgeregtes und auch durch seine Quellenvielfalt überzeugendes Buch, das sich dem christlichen Fundamentalismus weniger theologisch als phänomenologisch nähert. Oda Lambrecht, Christian Baars: Mission Gottesreich – Fundamentalistische Christen in Deutschland, 245 Seiten, Ch. Links-Verlag 2009, 16,90 Euro. Evangelisches Frankfurt verlost fünf Exemplare, bitte E-Mail, Postkarte oder Fax schicken (Adressen im Impressum auf Seite 12).

khe

„Mit dem Heiligen Geist abfüllen“

► Piercing, Tattoos und Punkfrisuren sollen abschrecken, ebenso wie der befremdliche Jugendjargon. Und doch sehen sie sich als fromme Christen: „Hört auf, euch mit Alk breit zu hauen. Damit macht ihr nur euer Leben kaputt. Lasst euch lieber mit dem Heiligen Geist abfüllen.“ Die „Jesus Freaks“ wurden 1991 in Hamburg gegründet und haben heute Anhängerinnen und Anhänger in ganz Europa. In Deutschland schätzt man ihre Schar auf 2000, auch im Rhein-Main Gebiet sind sie aktiv.

Das Theater Willy Praml zeigte den 84-minütigen Dokumentarfilm „Jesus Freaks“. Die Berliner Filmemacherin Anne Pütz hat

dafür zwei Jahre lang drei Frauen, die der frommen Bewegung angehören, begleitet. Sie sind alle Mitte zwanzig und ringen mit den Versuchungen des Fleisches: Alkohol und Sex. Bei einer löst diese Widersprüchlichkeit Angstanfälle mit Herzrasen und Selbstmordphantasien aus. Alle drei brauchen einen festen Halt, ein Korsett zur Lebensbewältigung.

„Ich wollte in diese Seelen hineingucken“, erläuterte Pütz im Filmnachgespräch. Pfarrerin Ulrike Trautwein konstatierte, das sei wohl gelungen. Aber viele Lebensäußerungen seien paradox. Dem konnte die Autorin nur zustimmen. Viele Jesus Freaks seien

in einem Moment Feuer und Flamme für eine Sache und im anderen Moment nicht mehr dabei. Sie führten auch jede Alltagsentscheidung auf Gott zurück. So kaufe man einen teuren Pullover, weil „Gott diesen gesegnet habe“.

Für Ulrike Trautwein zeigte der Film eindrücklich drei Frauen, die Halt suchen. „Ich habe die Sehnsucht gespürt, aber auch die Selbstsuggestion“. Pfarrer Rasmus Bertram von der Jugendkulturkirche Sankt Peter sagte, viele Jugendliche hätten „Sehnsucht nach Ordnung und klaren Verhältnissen“.

Besonders Menschen, die Verletzungen erfahren haben, finden eine Zeit lang Halt in solchen Extremgruppen. Sie tauschen auch manchmal die Ideologie – so wie Mireille im Film, die Satanistin war, bevor sie zu den Jesus Freaks kam – und wenden sich später wieder anderen Gruppen zu. Möglicherweise gelingt auch irgendwann ein bürgerliches Leben. Die Beobachtung und die Analyse dieser biographischen Brüche wäre interessant gewesen. Doch davon erzählt der Film trotz seiner Länge wenig.

Kurt-Helmuth Eimuth



Filmgespräch im Theater Willy Praml: Pfarrerin Ulrike Trautwein, Moderatorin Antje Schrupp, Jugendkulturkirchen-Pfarrer Rasmus Bertram und die Regisseurin Anne Pütz diskutierten über den Film „Jesus Freaks“ (von links nach rechts).

Foto: Rolf Oeser

FÜR HÖCHSTE ANSPRÜCHE

Willkommen Zuhause

LOREY
seit 1796

Wer seinen Stil lebt und das Besondere sucht, der fühlt sich bei Lorey Zuhause.

Soviel Schönes für das Leben!

Lassen Sie sich inspirieren von der einzigartigen Qualitätsauswahl internationaler Top-Marken. Entdecken Sie auf jeder Wohlfühl-Etage eine andere Themenwelt! Lorey begeistert, erfüllt anspruchsvolle Wünsche, überzeugt mit kompetenter persönlicher Beratung und umfassendem Service.

Auf 5 Etagen: Porzellan. Kristall. Silber. Bestecke. Haushaltswaren. Elektrogeräte. Wohnaccessoires. Tischwäsche. Stoffe und Polstermöbel.

60313 Frankfurt am Main
Telefon 069/2 999 5-0

Schillerstr. 16/Gr. Eschenheimer Str. 11
info@Lorey.de www.Lorey.de

Provokatives Wurstessen

Fast alle Religionen kennen Speisevorschriften – mit Ausnahme des Protestantismus. Aber auch ohne feste Regeln ist es sinnvoll, sich bewusst zu machen, was und wann man isst.

►Das Christentum kennt Speisevorschriften am ehesten aus dem Katholizismus, wo vor Ostern zum Fasten angehalten wird und freitags Fisch auf den Tisch kommt. Wesentlich genauer wird im Judentum und im Islam auf das Essen geschaut. Der jüdische Begriff „koscher“ besagt, dass ein Lebensmittel rein, tauglich, geeignet ist und damit als essbar gilt. Die für Muslime erlaubten Speisen sind „halal“ und umfassen alles, was nicht im Koran ausdrücklich verboten ist oder den Menschen schadet. Im Monat Ramadan ist Muslimen zudem tagsüber Essen und Trinken untersagt.

Im Christentum hat Jesus rituellen Speisevorschriften einen Riegel vorgeschoben, indem er (im Markusevangelium 7, 14ff) erklärt, dass alle Speisen rein sind: Unrein wird der Mensch nicht durch das Essen, sondern durch „böse Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord Ehebruch, Habgier, Bosheit“.

Verzicht auf bestimmte Speisen

im Sinne einer Askese kennt aber auch das Christentum. Da Jesus in der Wüste vierzig Tage gefastet hat, hat schon die alte Kirche eine entsprechend lange Fastenzeit vor Ostern festgelegt. Dabei geht es um die Einsicht in die Notwendigkeit der Buße und das Bewusstsein der eigenen Hinfälligkeit. Mit der Tradition, am Freitag statt Fleisch Fisch zu essen, wird an das Opfer Jesu erinnert, der an Karfreitag am Kreuz gestorben ist. Zum Fisch hatte das Christentum schon immer eine besondere Nähe: Er war nicht nur Lebensmittel, sondern auch Geheimzeichen, weil das griechische Wort für „Fisch“ die Anfangsbuchstaben des frühchristlichen Glaubensbekenntnisses vorgibt: „Jesus Christus ist Gottes Sohn und Heiland“.

Der Protestantismus hat sich von Anfang an davon distanziert, das Fasten zu einem Gebot zu erheben. Das provokative Züricher „Wurstessen“ am ersten Fastensonntag im Jahr 1522 demon-



Brot und Wein haben im Christentum sakramentale Bedeutung. Gegen feste Speisegesetze haben Reformierte schon früh protestiert – etwa beim demonstrativen „Wurstessen“ in Zürich im Jahr 1522.

Foto: Fotolia.com/Arturo Limón

trierte die Auffassung, dass die Einhaltung von Speisevorschriften nicht als gutes Werk zu sehen ist: Der Mensch hat keine Möglichkeit, sich mit irgendeiner Leistung vor Gott zu rühmen, sondern ist immer auf Gnade und Barmherzigkeit angewiesen. Worauf es ankommt ist, sich auf diese eigene Fehlbarkeit und Erlösungsbedürftigkeit zu besinnen. Gleichwohl halten es viele Evangelische für nützlich, hin und wieder zu fasten und auf bestimmte Dinge und Tätigkeiten zu verzichten, etwa mit der Aktion „Sieben Wochen ohne“ in der Passionszeit vor Ostern. Außerdem folgt aus der Erfah-

rung der Liebe Gottes eine achtsame und liebevolle Haltung gegenüber der Schöpfung, die sich auch ohne allgemeinverbindliche Vorschriften im Verzicht auf bestimmte Lebensmittel (zum Beispiel bedrohte Tierarten oder genmanipulierte Pflanzen) und in einer ressourcenschonenden Lebensweise äußern kann.

Während das Christentum keine verbotenen Speisen kennt, so gibt es doch zwei elementar wichtige: Brot und Wein. Beide gelten als sakramentale, also heilschaffende Speisen, die im Abendmahl die Gläubigen mit Jesus Christus verbinden.

Wilfried Steller

Zuschriften

Zu: „Wie mit einer ansteckenden Krankheit“, Nr. 5/2009

►Da finde ich einen sehr guten, einfühlsamen Bericht darüber, wie Menschen, die auf Arbeitslosengeld II angewiesen sind, leben. Wie zum Beispiel am Essen gespart werden muss, um einmal im Monat ins Theater gehen zu können. Darunter eine Anzeige mit der Kopfzeile „Für höchste Ansprüche....Wer seinen Stil und das Besondere sucht.“ Hätte man dieses Inserat nicht etwas sensibler platzieren können? An dieser Stelle springt es wie blanker Hohn ins Auge und konterkariert den redaktionellen Beitrag!

Ellen Schulz

►Was muss eine Betroffene fühlen, die diesen Artikel liest und sich vielleicht über das viele Verständnis freut, aber gleichzeitig diese Anzeige sieht? Sie schreiben richtig: „das Gefühl, ausgegrenzt zu sein“ ist vorherrschend. Aber genau das wird durch diese Seite nun noch einmal besonders augenfällig hervorgerufen.

Gisa Luu

Zu: „Bibel lesen – aber welche?“, Nr. 5/2009

►Ihren Beitrag über die Bibelübersetzungen habe ich mit großem Interesse gelesen. Doch ich hätte mir gewünscht, dass Sie das, was zwischen den Zeilen nur angedeutet wird, eindeutiger formuliert hätten: Die biblischen Texte sind eigentlich nur innerhalb ihres historisch-geistesgeschichtlichen Kontextes zu verstehen. Denn sowohl die religiösen als auch die politischen Vorstellungen der jeweiligen Zeit haben Eingang in die Schriften gefunden. Diese Vorstellungen haben sich verändert; noch innerhalb des Zeitraums, in dem die einzelnen biblischen Bücher entstanden sind. Und deswegen vereinigt die Bibel bei genauerem Hinsehen vieles, was eigentlich nicht miteinander vereinbar ist. Die zwei Schöpfungsberichte sind ein bekanntes Beispiel. Nur auf einer höheren Ebene gewinnt die gesamte Textsammlung ein eigenständiges Profil. Denn sie veranschaulicht einen dynamischen Prozess über Gottesvorstellungen und Erlösungshoffnungen, der sich über mehr als drei Jahrtausende vollzogen hat. Ein Prozess, der sicherlich nicht enden wird, solange die Welt besteht.

Klaus Philipp Mertens

Zu: „Brauchen wir heute noch Kirchenglocken?“, Nr. 5/2009

►Die Befürwortung und die Ablehnung kommt in den Aussagen der beiden Erstgenannten „Rentner (69)“ und „PR-Beraterin (32)“ sehr gegensätzlich zum Ausdruck. Man könnte also vermuten, dass die Altersstruktur dabei eine Rolle spielt.

Alfred Amberg

■ Briefe an die Redaktion sind willkommen, Kürzungen müssen wir uns jedoch vorbehalten. Die Adressen finden Sie im Impressum auf Seite 12.

Die Umfrage

Darf man alles essen?



Felix Henneberg (25), Heilpraktiker in Ausbildung

Ich fand Fleisch schon als Kind eklig und wollte Tiere, die ich toll fand, nicht zum Mittagessen verspeisen. Mit sechs Jahren war ich Vegetarier, jetzt lebe ich seit drei Jahren vegan. Ich esse also keinerlei tierische Produkte, auch keinen Käse, keine Eier und trinke keine Milch. Ich will nicht von Tieren leben. Diese Ernährung ist trotzdem gesund: Alle Bausteine, die in tierischen Produkten enthalten sind, wie zum Beispiel Eiweiß, findet man auch in pflanzlichen Produkten. Man muss sich auch mal klarmachen, dass man hundert Kilo Rohstoff braucht, um ein Kilo Fleisch zu produzieren. Wenn man auf den Futtermittel-Flächen Nahrung für Menschen anbauen würde, gäbe es keinen Hunger mehr. Fleisch kann im Übrigen nur billig sein, weil Tiere das billigste Futter bekommen, oft genmanipuliert. Bei Greenpeace oder Foodwatch kann man sich informieren.



Catarina Bürklin (44), Künstler- und Konzertmanagerin

Ich esse grundsätzlich alles, es sei denn, es schmeckt mir nicht. Ich genieße gutes Essen und lasse es mir auf der Zunge zergehen – wie die Franzosen. Am liebsten esse ich in Gesellschaft mit viel Zeit. Dann kann es ein mehrgängiges Menu sein, bei dem man stundenlang zusammensitzt, oder auch einfache Gerichte aus der Region, wie zum Beispiel Pfälzer Leberwurstbrot – Hauptsache, der Geschmack stimmt. Und dann noch ein guter Wein dazu – mmh! Manchmal habe ich aber auch Lust auf Junk Food: Ein schneller Hamburger auf der Autobahn – herrlich. Fleisch esse ich lieber als Fisch, und das darf dann auch mal teurer sein: Ich kaufe es immer bei meinem Metzger, dem ich vertraue. Ich kaufe auch gerne in kleinen Läden mit einer guten Käsetheke ein, wenn ich Zeit habe oder Freunde verwöhnen will. Schließlich darf man sich ruhig ab und zu was gönnen!



Gabriela Schlick-Bamberger (43), Historikerin

Wir Juden haben fest geschriebene Speiseregeln, die uns Gott in der Thora gegeben hat und an die man sich im Idealfall halten sollte. Koscher, also „richtig“ essen heißt, zwischen Milchigem und Fleischigem zu trennen, Stichwort: „Das Zicklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen“ – ursprünglich also ein tierschonender Gedanke. Koscher ist auch, kein Schweinefleisch und keine Meeresfrüchte zu essen. Wieder-käuer, Tiere mit gespaltenen Hufen und Geflügel müssen geschächtet werden. Früher war das die schonendste Art, ein Tier zu töten. Im Kaschrut, unserem „Lebensmittelgesetz“, steht auch, dass man Maß halten soll, also zum Beispiel nicht mehr Tiere töten als nötig. Da koscheres Fleisch ziemlich teuer ist, ist man sich seines Wertes auch mehr bewusst. Überhaupt geht man durch die Regeln bewusster mit Lebensmitteln um.



Ute Simon (40), Lehrerin

Ich habe mich drei Jahre aus ethischen Gründen vegetarisch ernährt, jetzt esse ich wieder Fleisch. Es ist mir aber wichtig, darauf zu achten, wo es her kommt: artgerechte Tierhaltung, Bio, keine langen Transportwege. Wenn möglich kaufe ich auch sonst Bio und fair gehandelte Produkte: Tee, Kaffee, Gewürze, Schokolade. Gut, dass jetzt auch Discounter solche Produkte anbieten. So wird „fair“ auch für den kleinen Geldbeutel erschwinglich. Schwierig finde ich, wenn: „Was esse ich oder nicht?“ zu einer Religion wird und das ganze Leben bestimmt. Im Religionsunterricht plane ich gerade ein Projekt zum Thema „Fairer Handel“. Dabei geht es mir darum, mein Ess- und Einkaufsverhalten immer wieder zu hinterfragen, aber ohne schlechtes Gewissen. Viel wichtiger ist es, mit, wie ich es nenne, „gereifter Mündigkeit“ Entscheidungen zu treffen.

„Selbstbestimmung bis zum Schluss“

Ein neues Hospiz eröffnet der Evangelische Regionalverband Frankfurt zum Jahresende: Ein Gespräch mit Geschäftsführerin Dagmar Müller und der Krankenschwester Adelheid von Herz über das Sterben und die letzte Lebensphase.

► **Frau Müller, Frau von Herz: Auf welchen Grundlagen haben Sie das pflegerische Konzept für das Hospiz entwickelt?**

Von Herz: Die letzte Lebenszeit wird normalerweise medizinisch und pathologisch definiert: Da sind Menschen, die unheilbar krank sind, die an allen möglichen Symptomen leiden. Wir sagen hingegen, dass es sich um eine natürliche Lebensphase handelt.

Weshalb ist diese Unterscheidung wichtig?

Von Herz: Wenn man das Sterben nur medizinisch, also als Krankheit betrachtet, wird es oft mit der Vorstellung von Schuld verbunden. Der Patient fragt sich, ob er etwas falsch gemacht hat, dass er jetzt sterben muss. Der Arzt oder die Pflegerin überlegen, ob sie einen Fehler gemacht oder etwas übersehen haben. Dabei ist aus dem Blickfeld geraten, dass das Sterben eine normale Phase ist, die uns allen bevorsteht.

Müller: Das ist vielleicht einer der Vorteile eines Hospizes: Wer hierher kommt, weiß bereits, dass er sterbenskrank ist und eine begrenzte Lebenszeit hat. In einem Krankenhaus steht noch der Gedanke im Vordergrund, dass medizinisch geholfen wird und die Chance besteht, das Leben noch

einmal zu verlängern.

Von Herz: Natürlich will niemand sterben. Aber wenn wir das immer gleich als Versagen interpretieren, kommt noch eine kulturelle Sicht auf die Dinge hinzu.

Das heißt, wir machen uns diese letzte Lebensphase schwerer, als sie sowieso schon ist?

Von Herz: Ja. Viele Menschen äußern einen Sterbewunsch, sie sagen: „Das hat ja alles keinen Sinn mehr.“ Ich frage dann nach, was genau es ist, und dann kommt als Antwort: „Ich bin Ihnen doch nur eine Last.“ Es sind also nicht Schmerzen oder medizinische Dinge, die sie belasten, sondern es ist im Grunde genommen der Verlust an Selbstbestimmung. Und das ist nun einmal kulturtypisch: In unserer Kultur ist Autonomie und Selbstbestimmung ein sehr hoher Wert. In der letzten Phase des Lebens verliert man diese Fähigkeiten, also fühlen sich die Menschen unwert.

Müller: Das ist ähnlich wie in Pflegeheimen, wo es ja noch gar nicht ums Sterben geht. Auch dort ist es der Verlust an Autonomie, der viele abschreckt. Deshalb wollen sie nicht ins Pflegeheim: Es ist ein Symbol dafür, dass man auf Hilfe anderer angewiesen ist.

Was können Sie dagegen tun?



Adelheid von Herz (links) und Dagmar Müller im Gespräch mit „Evangelisches Frankfurt“.

Von Herz: Einmal wurde ein Patient auf einer Liege gebracht, begleitet von einer Angehörigen und den Rettungssanitätern. Ich fragte ihn, ob er vielleicht selbst von der Liege zum Bett gehen will, aber die Ehepartnerin sagte sofort: „Um Gottes willen, das geht nicht, der kann nicht laufen.“ Und die Rettungssanitäter: „Kein Problem, wir machen das schon“, und sie rollten sofort die Trage ans Bett. Ich hatte aber bemerkt, dass der Patient das Angebot sehr aufmerksam wahrgenommen hatte. Er konnte übrigens tatsächlich nicht gehen oder stehen, aber das Angebot hat ihn interessiert. Allerdings stand die Trage nun schon am Bett, und seine Chan-

cen, sich selbst zu beteiligen, wurden immer geringer. Aber als dann alle mit etwas anderem beschäftigt waren, rollte er sich selbstständig von der Trage ins Bett. Er hat also die Möglichkeiten, die er hatte, wahrgenommen. Das Problem ist nicht so sehr, dass die Menschen etwas nicht mehr können, sondern dass ihnen von ihrer Umgebung auch diejenigen Fähigkeiten abgesprochen werden, die sie noch haben.

Müller: Das hat natürlich auch mit den Abläufen in Krankenhäusern zu tun. Da muss es immer schnell gehen. Wir gehen hingegen erst einmal davon aus, dass vieles möglich ist und wir den Bewohnern etwas zutrauen können.

Von Herz: Aber so eine neue Sichtweise muss man richtig trainieren. Wir sind ja doch alle so sozialisiert, dass wir sterbende Menschen aus einer defizitären Sicht wahrnehmen. Wir glauben, wir tun ihnen etwas Gutes, wenn wir ihnen möglichst alles abnehmen. Ich selbst habe erst umdenken gelernt, als ich Anfang der neunziger Jahre Aidspatienten betreute. Die ließen nämlich nicht zu, dass ich sie einfach „bepflegt“ habe, sondern sie haben sich mit Händen und Füßen gegen Fremdbestimmung gewehrt.

Kann soviel Selbstbestimmung nicht auch zu Konflikten

zwischen Pflegepersonal und Bewohnern führen?

Von Herz: Ja, natürlich. Mit so einer veränderten Haltung geben wir den Menschen neue Möglichkeiten, sich auszuleben, und diese Möglichkeiten nehmen sie auch wahr. Es ist doch völlig normal, dass Menschen, die sterben müssen, auch mal aggressiv sind. Manche sind zum Beispiel wütend auf uns Pflegerinnen, weil wir überleben, weil wir gesund sind, weil es uns gut geht. Und es ist ja auch wirklich so: Wir sind gesund, und sie müssen sterben. Und dabei fühlen wir uns auch noch ganz toll, weil wir anderen helfen. Es ist ein sehr vielschichtiges Feld.

Ähnlich geht es ja sicher auch den Angehörigen.

Müller: Die Familiengeschichte ist in der letzten Lebensphase sehr präsent, da kommt vieles an Erinnerungen hoch. Bei der Pflege sind wir immer nicht nur mit den Kranken konfrontiert, sondern auch mit ihrem sozialen Umfeld.

Von Herz: Ich ermutige die Angehörigen, dass sie Vertrauen zu dem oder der Sterbenden haben können. Sie oder er weiß genau, was sie braucht und was sie will. Oft sagen Angehörige: „Sie kriegt doch nichts mehr mit.“ Aber Menschen sind bis zum Tod wahrnehmungsfähig. Sie sind nur nicht mehr in der Lage, sich wie gewohnt zu äußern. Aber es gibt Hinweise, etwa Körpersignale wie Veränderungen in der Muskelspannung, an der Atmung, am Hautzustand. Leider ist es aber so, dass viele Angehörige ihre schwerkranken Familienmitglieder gar nicht mehr anfassen.

Müller: Das hat natürlich auch damit zu tun, dass es ein schwieriger Verabschiedungsprozess ist. Angehörige sind da zunächst mit sich selbst und ihren Gefühlen beschäftigt, sollen aber gleichzeitig ihren Partner, Mutter, Vater, Geschwister betreuen. Und sie haben nicht wie wir im Pflorgeteam eine Ausbildung und viel Erfahrung im Umgang mit sterbenden Menschen. Interview: Antje Schrupp

■ Evangelisches Hospiz startet im November

► Ein evangelisches Hospiz soll im November in der Reinegrabenstraße den Betrieb aufnehmen. Bis zum Sommer war hier das „Evangelische Hospital für Palliative Medizin“ untergebracht, in dem schwerkranke Menschen medizinisch betreut wurden und das nun im Ginnheimer Markuskrankenhaus weitergeführt wird.

Anders als in einem Krankenhaus steht in einem Hospiz nicht die medizinische Behandlung,

sondern der bewusste Umgang mit dem Sterben im Mittelpunkt. Pfarrerin Esther Gebhardt, die Vorstandsvorsitzende des Evangelischen Regionalverbandes Frankfurt, sieht in der Begleitung der letzten Lebensphase „ein Herzensanliegen der Kirche“.

Schon vor 13 Jahren habe man in Frankfurt ein Hospiz gründen wollen, aber damals sei das nicht finanzierbar gewesen: Erst jetzt habe der Bundestag die Weichen dafür gestellt, dass Träger von

Hospizen ihre Kosten zu 90 Prozent durch Kranken- und Pflegekassen sowie staatliche Zuschüsse refinanzieren können. Die restlichen 10 Prozent der laufenden Kosten – rund 110 000 Euro pro Jahr – werden aus Kirchensteuern bezahlt. Für zusätzliche Ausgaben will ein Förderverein noch einmal dieselbe Summe an Spenden einwerben.

Knapp eine Million Euro investierte der Regionalverband zudem in den Umbau des Hauses. Das Ambiente soll weniger an ein Krankenhaus als an ein Wohnumfeld erinnern. Mit 13 Plätzen ist das Hospiz eines der größeren Häuser dieser Art. Neben den Pflegekräften ist dort auch ein Seelsorger fest angestellt.

Zusätzlich gibt es einen festen Stamm von Ehrenamtlichen, hierfür werden noch weitere Interessierte gesucht. Wer in der direkten Sterbebegleitung eingesetzt werden möchte, bekommt dafür zunächst eine spezielle Ausbildung. Es gibt aber auch Möglichkeiten, sich anderweitig zu engagieren, etwa in der Küche oder an der Pforte. Informationen bei Pfarrerin Reinhold Dietrich, Telefon 069 95508914. as.



Das Sterben bewusst begleiten – damit haben die Mitarbeiterinnen des evangelischen Hospizes Erfahrungen. Fotos: Ilona Surrey

Diakonie
Diakoniestation
Frankfurt am Main
gemeinnützige GmbH

Tel.: (069) 25 49 2-110
Fax: (069) 25 49 2-198
E-Mail: info@epzffm.de

Evangelische Hauskrankenpflege

- Bereich Nord/Nordwest
- Bereich Mitte /Bornheim
- Bereich Süd
- Bereich Höchst/Südwest

Diakonischer Betreuungsdienst

Beratung für pflegende Angehörige und Patienten
Projekt Dementielle und psychische Erkrankungen
Projekt chronische Wunden

Tel.: (069) 25 49 21 22
Tel.: (069) 25 49 21 23
Tel.: (069) 25 49 21 24
Tel.: (069) 25 49 21 25
Tel.: (069) 25 49 21 31
Tel.: (069) 25 49 21 41
Tel.: (069) 25 49 21 13
Tel.: (069) 25 49 21 61

www.diakoniestation-frankfurt.de

Politische Musik mit Leidenschaft

Die Reihe „Kultur im Ghetto“ brachte Jazz aus Südafrika nach Frankfurt

► Kreischende Glissando-Effekte, virtuose Doppelgriffe, geschlagene Saiten und geklopftes Holz mochten klanglich illustrieren, wie Stephen Biko, der südafrikanische Freiheitskämpfer, 1977 im Polizeigefängnis gefoltert wurde. Kontrabassist John Edwards nutzte in „Song for Biko“ während seines Soloparts seine gesamten gestalterischen Möglichkeiten und Ausdrucksweisen, um die Qualen, die der Mann aushalten musste, musikalisch herauszuarbeiten. Ansonsten klang ausgerechnet dieser Song des südafrikanischen Komponisten, Bandleaders und Bassisten Johnny Dyani, dem das Konzert „Jazz gegen Apartheid“ in der Cyriakuskirche gewidmet war, recht melodisch und rhythmisch eingängig.

Dass der 1945 in East London, Südafrika, geborene und 1986 in Berlin verstorbene Musiker eine Lichtgestalt des modernen Jazz war, verdeutlichte das Rödelheimer Konzert, gestaltet von einem aus international renommierten Jazzmusikern bestehenden Septett, später am Abend um einen weiteren Saxophonisten erweitert. In seinen Arbeiten, gleichsam auch die Geschichte des leidenschaftlichen Kampfes gegen die Apartheid bedeutend, durchmaß Dyani kompositionstechnisch virtuos die Stile des modernen Jazz: Bebop, Free und Hardbop.

Nachzuhören beim ersten Stück des Konzerts, das auch akustisch durch die architektonische Eigenheit des Gotteshauses ein Hochgenuss war. Auf einem Bass-Ostina-



Der Jazztrompeter Claude Deppa und der Vibraphonist Christopher Dell gehörten zu den Musikern, die in der Cyriakuskirche südafrikanischen Jazz zu Gehör brachten.

Foto: Rolf Oeser

to bauen sich flirrende Trompetentöne auf, dann setzt ein klanglich attraktives polyphones Bläserthema ein, und nach und nach können die Solisten in kunstvollen, am modalen Jazz geschulten Improvisationen glänzen. Hervorragend hier die ungemein agile und im Timing präzise arbeitende Rhythmusgruppe mit Schlagzeuger Makaya Ntshoko, der auch zu Lebzeiten mit Johnny Dyani arbeitete, und dem erwähnten Bassisten Edwards. John Tchicai und Daniel Guggenheim an den Tenor-

saxophonen demonstrierten ihre Virtuosität im zweiten Stück des Abends, das auf so genanntem Call- and Response, also Ruf- und Antwort-Schema basierte und die hohe Kunst des lustvollen Improvisierens vorstellte.

Besonderes Schmankerl des Konzerts waren die Beiträge des Vibraphonisten Christopher Dell, der mit seinem jeweils mit zwei Klöppeln pro Hand geschlagenen Spiel die Stücke adelte, deren Ausdrucksmöglichkeiten von der Xhosa-Volksmusik bis in den Be-

reich des Free Jazz führen. „Portrait of Mossa“ war vielleicht der Höhepunkt des gut besuchten Konzerts. Allein die Flügelhorn-Improvisation des sich über knapp zwanzig Minuten erstreckenden Stückes verückte die Besucher. Harry Beckett (Trompete), Claude Deppa (Trompete und Flügelhorn), zudem der junge Saxophonist Felix Jansen als Gast komplettierten die Band, die mit diesem gelungenen Programm Werbung für Jazz made in Südafrika machte.

Joachim Schreiner

Bachvespern verbinden Musik und Andacht

► Die Vokabel ist eigentlich von den Medien geprägt worden, wird aber von Michael Graf Münster, dem Landeskirchenmusikdirektor der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, auf eine gut eingeführte Konzertradition gemünzt: „Bachvespern sind eine Verbindung von jeweils einer Bachkantate und einem Gottesdienst“, erläutert der Leiter der Veranstaltung, die eine Kooperation zwischen der evangelischen Landeskirche und der Frankfurter Hochschule für Musik und Darstellende Kunst (HMDK) ist – ein „Format“, das sich bewährt habe.

Was die Dimension der Bachkantaten betrifft, so vergleicht der Dirigent die insgesamt 200 Werke mit Richard Wagners „Ring“-Zyklus. „Die Bachkantaten sind Weltkulturerbe“, schwärmt Graf Münster. Die Reihe wird seit 2005 gepflegt und jeweils in der Frankfurter Katharinenkirche sowie der Marktkirche in Wiesbaden aufgeführt. Inzwischen gab es bereits fünfzig Konzerte.

Die Mitwirkenden sind die Kantorei St. Katharinen und die Schiersteiner Kantorei, die aus ihren Mitgliedern den Chor mit jeweils etwa 25 Sängerinnen und Sängern stellen. Die Instrumentalisten des Bach-Collegiums Frankfurt-Wiesbaden sind erstrangige Mitglieder der Frankfurter und Wiesbadener Orchester. Zudem spielt das Freiburger Barockensemble „Parnassi musici“ und das Barockorchester der HMDK „Febiarmonici“. Als Vokalsolisten und -solistinnen singen Lehrkräfte und Studierende der HMDK.

„Als Dirigent prägen einen die Aufführungen von Bachkantaten auf Lebenszeit“, so Graf Münster. „Besonders die aufwändigen Mittelstimmen müssen mit Emphase gemeistert werden.“ Einen weiteren Aspekt betont Gabriele Scherle, Pröpstin für Rhein-Main: „Das Einbinden der Kantate, die ja einen geistlichen Text transportiert, in den Gottesdienst ist für mich ein Medium der Gottesbegegnung“, sagt die Theologin.

Professor Thomas Heyer, Gesangslehrer an der HMDK, freut sich durch die Zusammenarbeit mit der Landeskirche zum einen über die Außenwirkung seiner Institution, aber auch jeweils darauf, bei der Aufführung „unterschiedliche Koloraturen und Klangfarben herauszuarbeiten“. Professor Martin Lückert schließlich, Kantor und Organist an Sankt Katharinen, betont, dass es bei den Vespern möglich sei, die Beziehung zu den theologischen und liturgischen Inhalten erfahrbar zu machen. „Das Unbegreifliche an Bach ist auch die rein quantitative Dimension seines Schaffens bei durchgehend höchster kompositorischer Qualität.“

Die nächste Bachvesper „Jauchzet Gott in allen Landen“ erklingt am Samstag, 31. Oktober, um 17.30 Uhr in der Katharinenkirche an der Hauptwache. Joachim Schreiner

Von Trotta verfilmte das Leben der Hildegard von Bingen

► Eigentlich ist sie eine Regisseurin für politische Themen: Das Leben von Gudrun und Christiane Ensslin hat sie ins Kino gebracht, das von Rosa Luxemburg und den Widerstand der Frauen von der „Rosenstraße“. Da mag es erstaunen, dass sich Margarete von Trotta in ihrem neuesten Film ausgerechnet das Leben einer Nonne vorgenommen hat, noch dazu einer, die vor fast tausend Jahren lebte.

Doch die Art und Weise, wie sie in „Vision“ das Leben der Hildegard von Bingen erzählt, macht die Wahl plausibel. Nicht nur die Hauptdarstellerin lässt an der Kontinuität keinen Zweifel – Barbara Sukowa verkörperte auch schon die an Gudrun Ensslin angelehnte Figur der Marianne sowie die Rosa Luxemburg früherer Trotta-Filme. Genau wie sonst geht es der Regisseurin auch diesmal um die Zweifel und die Stärken von Frauen, die sich innerhalb männerdominierter Strukturen bemühen, einen sinnvollen und wesentlichen Beitrag zur Gestaltung der Welt zu leisten.

Hildegard von Bingen lebte im 11. Jahrhundert und gilt als eine der frühesten Vertreterinnen der mittelalterlichen deutschen Mystik. Als Mädchen wird sie ins Benediktinerkloster Disibodenberg am Rhein gegeben, wo sie später Vorsteherin des Frauentils wird. Sie empfängt Visionen, die sie auch publiziert. Außerdem studiert Hildegard die antike Philosophie und erforscht die Wir-

kung von Heilpflanzen. Gegen den Willen des Abtes gründet sie ein Frauenkloster auf dem Rupertsberg. Sie ist zu Lebzeiten eine anerkannte Wissenschaftlerin und theologische Lehrmeisterin, die mit den Berühmtheiten ihrer Zeit korrespondiert.

Von Trotta gelingt das Kunststück, den Lebensweg der Hildegard sehr originalgetreu nachzustellen und doch gleichzeitig

aktuell zu halten. Sie widersteht der Versuchung, aus Hildegard von Bingen eine „moderne“ Frau mit emanzipatorischen Ambitionen zu machen, sondern sie zeichnet sie als das, was sie wohl war: Eine tief religiöse Nonne, die ihren Glauben an Gott sehr ernst nahm. Dass Hildegard gleichzeitig eine starke Frau war, die für das, was ihr wichtig war, auch Konflikte mit den Mächtigen nicht scheute, ist zu ihrer Frömmigkeit überhaupt kein Widerspruch, im Gegenteil.

Die Figur der Hildegard, aber auch die ihrer lebenslangen Freundin Jutta (Lena Stolze) oder ihrer jungen Bewunderin Richardis (Hannah Herzsprung) laden zur Identifikation ein; gleiches gilt für ihren treuen Freund und Unterstützer, Bruder Volmar (grandios gespielt von Heino Ferch). Und so vergisst man als Zuschauerin oder Zuschauer trotz all der Kostüme, Klostermauern und Mönchstonsuren immer wieder, dass man sich hier eigentlich im tiefsten Mittelalter befindet.

Antje Schrupp



Hildegard von Bingen erklärt den anderen Nonnen die Wirkung von Heilkräutern: Szenenfoto mit Barbara Sukowa.

Foto: Concorde-Film

„Zeig, wovon du lebst“

Neue und alte Texte von Friedrich Karl Barth

► Nun habe er das letzte Mal das Feld bestellt, schreibt Friedrich Karl Barth im Vorwort zu seinem neuen Buch „Flügel im Augenblick“. Es umfasst Liedtexte, Gebete und Gedichte aus fast fünf Jahrzehnten, die der Dichter und Pfarrer allein oder mit Freunden verfasst hat.

„Flügel im Augenblick“ ermöglicht Perspektiven für die Zeit, die morgen beginnt. Dabei hat Barth keinen Zukunftskatalog verfasst, doch schreckt das Buch auf schöne Weise aus Schlappeheit und Ohnmacht auf – mit Mut lässt es ins Kommende gehen. Friedrich Karl Barth, der Erfinder des Kirchentags-Papphockers, hat von 1971 bis 1990 die Beratungsstelle für Gottesdienst in Frankfurt geleitet und viele Großveranstaltungen auf Kirchentagen gestaltet. Lieder wie „Kind, du bist uns anvertraut“, „Komm, bau ein Haus“ oder „Wir strecken uns nach dir“ sind in Gesangbücher und das Gedächtnis unzähliger Menschen eingegangen.

Beim Lesen treiben seine Worte neu aus – einige sind ohnehin gerade erst verfasst, anderes ist Jahrzehnte alt und kommt einem mit einer verwirrend gegenwärtigen Kraft nahe. Wer diese Worte liest, wird die hilflosen Hauruckparolen der Machertypen nicht mehr hören können. Barths Poesie gleicht einem immerwährenden Traum von all dem Wundervollen,



das im nächsten Augenblick schon möglich ist, im Himmel und auf Erden.

Da hofft einer auf endlos viel, weil er Kränkung, Krampf und Tod nicht übergeht, wie das die heutige Apothekenpsychologie anordnet. Tauwetter! Seelen finden aus Eisschränken hinaus, die die Vertreter der Empfindungslosigkeit zu Tausenden vertreiben.

Friedrich Karl Barths Sprache ist musikalisch, tänzerisch, kindlich, pfliffig, hintergründig und auf geniale Weise einfach. Sie überrascht mit wundersamen Fügungen, die ins Geheimnis Gottes segeln lassen – über den Augenblick hinaus. Das vielleicht Betörendste ist, dass der Autor mit diesem Buch einem seiner Wünsche in vollen Zügen selbst entspricht: „Zeig, wovon du lebst. Gib dich aus.“

Friedrich Karl Barth: Flügel im Augenblick, Strube Verlag, München 2009, 18 Euro. „Evangelisches Frankfurt“ verlost unter allen Interessierten fünf Exemplare, zur Teilnahme einfach E-Mail, Postkarte oder Fax schicken (Adressen im Impressum auf Seite 12).

Georg Magirius

Luther & Co.

Kleine Schwester Andacht

► Die Pfarrerin will eine Andacht halten, wenn sie zum 85. Geburtstag der Oma kommt. Ob man da etwas vorbereiten muss? „Das ist sicher etwas Frommes“, denkt der Sohn, und die Enkelinnen mutmaßen gar etwas Langweiliges, das die Feier stört.

Andachten sind die kleinen und höchst flexiblen Schwestern des erwachsenen Gottesdienstes. Während letzterer meist zu festen Zeiten in einer Kirche stattfindet, einer bestimmten Form folgt und eine Dreiviertelstunde bis eine gute Stunde dauert, sind Andachten in alledem völlig frei. Es sind Momente bis Minuten des Innehaltens, des Zur-Ruhe-Kommens, der Konzentration, des Nachdenkens, der Meditation, eines Impulses.

Wie das Nickerchen wieder munter macht, so ist die Andacht eine kurzzeitige Unterbrechung des Alltags, ein Auftanken für die Seele, ein Besinnen auf das Heilige, um innerlich gestärkt zu werden. Etwas wird angedacht, es wird an Gott gedacht, und es fließt Kraft dabei.

Andachten kann es überall geben, nicht nur in der Kirche, und zu jeder Tageszeit: vor der Sitzung des Kirchenvorstandes als Einstimmung, ganz privat zum Bilanzieren am Tagesabschluss, zu ei-

nem Jubiläum im größeren Kreis, oder weil einem oder mehreren gerade danach ist. Schön ist es, wenn ein kleiner äußerlicher Akzent die Innerlichkeit begleitet: eine Kerze, ein weißes Tisch Tuch, ein besonderer Gegenstand, ein Kreuz, ein Bild – das hilft ungemein beim Innehalten, weil es auch die Blicke festhält.

Der Hauptbestandteil einer Andacht kann ein kurzer vorgelesener Text sein, eine kleine Ansprache, die Betrachtung eines Bildes, ein Gedicht, eine Gesprächsrunde über ein Bibelwort, ein stilles Meditieren – um nur Beispiele zu nennen. Die Andacht ermöglicht Kreativität in Form und Inhalt. Oft gehören Gebete und Lieder dazu, und manchmal sind ein einzelnes Bibelwort, ein Lied und ein Gebet schon genug. Einige Andachten sind im Blick auf den Gottesdienst schon Halbwüchsige: die Passionsandachten in vielen Gemeinden etwa oder die Montagmorgen-Andachten in der Heiliggeistkirche um 8.30 Uhr.

Zur großen Freiheit bei den Andachten gehört es nicht zuletzt, dass ihre Leitung nicht wie beim Gottesdienst den Pfarrpersonen, Prädikantinnen und Lektoren vorbehalten ist. Hier gilt also das Priestertum aller Gläubigen ganz wörtlich.

Wlfrid Steller

Christliche Perspektiven

Zivilcourage bleibt wichtig

Vor zwanzig Jahren läutete die Öffnung der Berliner Mauer das Ende der DDR ein. Christa Sengespeick-Roos war damals Pfarrerin in Ostberlin. Aus Anlass des Jubiläums ging sie dort noch einmal auf Spurensuche.

► „Was sind zwanzig Jahre?“ Frage ich mich angesichts der Veranstaltungen zum 20. Jahrestag des Mauerfalls. Manches aus den achtziger Jahren steht mir vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Meine Gedanken gehen zurück zu meiner Kindheit in den fünfziger Jahren. Ich sehe meinen Vater tief traumatisiert am Küchentisch sitzen: Es waren nur sechs Jahre zwischen seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft und meiner Geburt! Und ich lebte so lange in dem Gefühl, als Nachgeborene mit dem Dritten Reich nichts zu tun zu haben. Aber diese sechs Jahre seit seiner Heimkehr – das ist keine Zeit! Wir sind geprägt durch unsere Eltern und Großeltern. Trotz aller Veränderungen leben wir noch immer in derselben Epoche.

In diesem Sommer verbrachte ich einen Studienurlaub in Berlin, weil ich mich noch einmal erinnern wollte. Ich wollte Wege nachgehen, Menschen wieder treffen, nach zwanzig Jahren die Veränderungen wahrnehmen, besser verstehen, was mich prägte, was ich mitnehme und was ich zurücklassen will – mit dem Bewusstsein: Ich lebe noch immer in derselben Epoche!

So ließ ich mich ein auf eine Zeit in „meinem“ Berlin, Berlin-Mitte. Von 1982 bis 1989 war ich Pfarrerin im Ostberliner Friedrichshain. Dort habe ich auch mit der politischen Opposition zusammengearbeitet. Mit den „Frauen für den Frieden“ veranstaltete ich Politische Nachtgebete. Ich finde es irritierend, dass diese Geschichte in Frankfurt fast gar keine Rolle spielt. Ich finde es irritierend, wenn

Menschen heute meinen, sie hätten damit nichts zu tun – so wie ich lange meinte, mit dem Dritten Reich nichts zu tun zu haben, nur weil ich diese Zeit nicht selbst erlebt habe.

Auch heute, nach zwanzig Jahren, kann ich nur schwer über meine DDR-Geschichte schreiben mit all den Menschen, Begegnungen und Episoden. In Berlin habe ich gemerkt, wie sehr sie mir noch immer unter die Haut geht. Die Menschen, die diese Geschichte erlebt haben mit den alten Verletzungen, sie leben noch. Es ist auch nicht wirklich erhellend, Einsicht in die Staatssicherheitsakten zu nehmen. Ich kann mich in der Beurteilung von Menschen und Situationen bis heute irren. Was ich beschreiben kann, ist nur die Spitze eines Eisberges.

Die Große Hamburger, die Krausnickstraße und die dahinter liegende Auguststraße in Berlin sind irgendwie geschützt vor dem Massentourismus. Wer hierher kommt, will die alte Geschichte wahrnehmen. Menschen bleiben ehrfürchtig vor den vielen Stolpersteinen stehen, die an ermordete Menschen in der Nazizeit erinnern, auch vor dem alten jüdischen Friedhof, wo die Massendeportationen begannen, und an der jüdischen Knabenschule. Zur DDR-Zeit war sie eine Berufsschule. Schülerinnen spielten damals auf dem jüdischen Friedhof Fußball. Ich glaube nicht, dass sie wussten, was dieser Ort bedeutete und welche Verletzungen sie hier durch ihr Fußballspiel hervorriefen. So etwas geschieht durch Unwissenheit, Ignoranz.

In der Großen Hamburger Straße an der Sophienkirche hatte ich damals meine erste Pfarrwoh-



Christa Sengespeick-Roos ist Pfarrerin der Andreaskirche in Eschersheim.

Foto: Ilona Surrey

nung. Es ist das einzige Haus in der Straße, an dem die Einschussstellen aus dem Zweiten Weltkrieg noch nicht verputzt sind. Hier haben wir einen Baum gepflanzt. Das war verboten. Aber er ist gut gewachsen und bietet heute Schatten.

Warum schreibe ich diese beiden Sätze? Es klingt banal. Aber wir haben ganz andere Sachen getan, die „verboten“ waren. Der Baum vor dem Haus in der Großen Hamburger ist für mich ein Sinnbild: „Er ist gut gewachsen und bietet heute Schatten.“ Das kann ich mitnehmen.

Kritisch bleiben, Zivilcourage zeigen – das ist heute so nötig wie in vergangenen Zeiten. Verboten und Anordnungen gegenüber bleibe ich kritisch. Auch heute brauche ich den Maßstab in mir selbst, dafür, was Leben bringt und was Leben nimmt.

Christa Sengespeick-Roos



Zukunftswerkstatt in der Ost-Berliner Erlöserkirche zum Thema „Wie nun weiter, DDR?“ einen Monat vor dem Mauerfall. Die evangelische Kirche spielte eine wichtige Rolle bei der „Wende“.

Foto: epd-Bild/Bernd Bohm



Am Riedberg wurde auf den Baubeginn des neuen Kirchenhauses angestoßen. Der Kirchenvorstandsvorsitzende Jörn Dietrich Weder (links im weißen Hemd) und die Pfarrerrinnen Dagmar Balser, Ilona Nord (Mitte) und Kirsten Emmerich (rechts) feierten gemeinsam mit Gemeindemitgliedern den ersten Spatenstich auf dem Baugelände an der Ecke Riedbergallee und Erna-Pinner-Straße. Im Advent 2010 soll hier der erste Gottesdienst gefeiert werden. Mit auf dem Foto: Gemeindemitglied Sabine Borgards-Münch mit Tochter Leonie, Baron Andreas von Koskull vom Bauausschuss, der Architekt Jurij Martinoff sowie der Vorsitzende der Interessensgemeinschaft Riedberg, Markus Schaufler (von links nach rechts). Foto: Rolf Oeser

Krieg oft sexualisiert

Frauen fehlen bei internationalen Konferenzen

► In Ruanda wurden während des Völkermordes 1994 schätzungsweise eine halbe Million Frauen vergewaltigt. In Sierra Leone traf es fast jede Flüchtlingsfrau. Für Selmin Çaliskan von der Frauen- und Menschenrechtsorganisation „medica mondiale“ ist spätestens seit dem Bosnienkrieg klar, „dass man im Krieg Vergewaltigung systematisch einsetzt, um Gegner zu demütigen, die eigenen Soldaten bei der Stange zu halten und Menschen zu vertreiben.“ Strafrechtliche Konsequenzen zögen diese Verbrechen allerdings nur selten nach sich.

In ihrem Vortrag im Evangelischen Frauenbegegnungszentrum bezeichnete Çaliskan die ausbleibende Verfolgung von Vergewaltigern als „eines der größten Probleme“. Auch im internationalen Völkerrecht sei sexualisierte Gewalt noch nicht als Straftatsbestand verankert. Da zum Beispiel im Kongo trotz demokratischer Strukturen die Täter auf Straflosigkeit setzen können, fielen

Frauen tagtäglich den Übergriffen von Soldaten, Milizen, marodierenden Banditen und sogar internationalen Streitkräften zum Opfer. In jüngster Zeit seien auch zunehmend Männer betroffen. Çaliskan hält es für dringend geboten, das Thema zu enttabuisieren und stärker auf die Einhaltung internationaler Verpflichtungen zu pochen. Sexualisierte Gewalt transportiere sich ansonsten von Generation zu Generation und fasse auch in Dorfgemeinschaften und in Familien Fuß.

Bislang sind es vor allem Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen, die in Krisenregionen den Frauen Rechtsbeistand leisten und für die medizinische Behandlung und die psycho-soziale Begleitung der meist schwer traumatisierten Opfer sorgen. Die 1993 von der Frauenärztin Monika Hauser gegründete und mit dem alternativen Nobelpreis ausgezeichnete Organisation „medica mondiale“ hat etwa in Bosnien Entschädigungszahlungen an vergewaltigte Frauen sowie Renten für Kriegsinvalidinnen erstritten. Im Kongo kooperiert sie mit einer lokalen Frauenrechtsorganisation, die ein Frauenhaus und eine Telefont hotline unterhält.

Insgesamt hält es Çaliskan für notwendig, die Spitzen von Friedensmissionen mit mehr Frauen zu besetzen. Frauen seien bei der Konfliktprävention, Konfliktlösung und Friedenskonsolidierung oft wichtige Schlüsselpersonen. Es sei daher falsch, Friedensverhandlungen nur unter Männern zu führen – was sowohl an nationalen, aber auch internationalen Verhandlungstischen noch immer die Regel sei. Auch humanitäre Organisationen konferierten vor Ort fast ausschließlich mit Männern.

Doris Stickler

■ Das Gemeindeportrait

Regenbogengemeinde

„Regenbogenarbeit“ in Sossenheim

► „Kennen Sie Chlodwig Poth, den Karikaturisten? Er hat hier gelebt und den Stadtteil aus seiner Sicht gezeichnet“, erzählt Horst Klärner. Seit über 25 Jahren ist er Pfarrer in Sossenheim, im Westen Frankfurts, die meiste Zeit in der früheren Tiberias-Gemeinde, die 1998 mit der Dunantgemeinde zur Regenbogengemeinde fusionierte.

„Regenbogen“, das ist Beschreibung der Vielfalt des Gemeindelebens und Programm zugleich: Sommerwerkstatt und „Engelabend“, meditatives Gehen und Gesprächskreis, Besuchsdienst und Frauentreff, Fotofreunde und Bibelkreis, Senioren, Kinder- und Jugendgruppen, Regenbogenchor und Gottesdienste, Feldenkrais und Einzelgespräche für Trauernde: für jede Altersgruppe und für ganz unterschiedliche Lebenslagen und Bedürfnisse gibt es Angebote in der Gemeinde, die sich nach dem Segenszeichen aus der Noahgeschichte der Bibel benannt hat.

Der Regenbogen ist für den Seelsorger auch Symbol für das, was die Gemeinde sich vorgenommen hat: Brücken schlagen – zu den Menschen im Stadtteil, zu und zwischen denen, die ganz verschiedene Muttersprachen sprechen. Nach dem 11. September 2001 gründete sich ein Interkultureller Arbeitskreis, im Januar darauf fand dann das erste interreligiöse Friedensgebet statt. Das gibt es immer noch jedes Jahr und zusätzlich ein Multi-Kulti-Straßenfest auf dem Gemeindegelände.

Christen und Muslime leben und arbeiten im Stadtteil, mit dem viele die Hochhaussiedlung verbinden, gut zusammen: eine

gemeinsame Dialogreihe hat gerade stattgefunden, jetzt stehen ein Moscheebesuch und eine interkulturelle Filmwoche an. Auch die katholische Gemeinde macht mit, ebenso arbeiten die muslimische Kindertagesstätte „Die Ameisen“ und die Kitas der evangelischen Gemeinde zusammen.

Diese „Regenbogenarbeit“ ist ein Herzstück der Gemeinde, so Pfarrer Klärner. Er freut sich darüber, dass bei der Fußwaschung im Gründonnerstagsgottesdienst mit den Kindergartenkindern auch muslimische Eltern dabei sind – ein Zeichen für gelungenen Dialog. Der Brückenschlag

geht aber auch ökumenisch zur katholischen Gemeinde und zwanzig Jahre nach dem Mauerfall weiterhin zur Partnergemeinde in Möringen in der Altmark. Heute geht es da nicht mehr um finanzielle Unterstützung, sondern um Austausch.

Die Finanzen drücken die Gemeinde selbst bei der Frage der Zukunft ihrer Gebäude: das „Haus Dunant“ in der Schaumburger Straße soll irgendwann vom Gemeindehaus zum Kindergartenhaus werden. Zukunftssicher ist es bereits mit einer Fotovoltaikanlage auf dem Dach ausgestattet. Das Haus Tiberias in der Wester-

waldstraße und die alte Dorfkirche will die Gemeinde behalten: „Wir sind Kirche vor Ort“, sagt Fred von Heyking, langjähriger Kirchenvorsteher, „besonders für die, die nicht mehr zum Gottesdienst gehen können. Darum ist die Gemeinde auch regelmäßig mit Gottesdiensten und Bibelstunden im Victor-Gollancz-Haus präsent.“

Alte und junge Menschen, Hochhäuser und alter Dorfkern, Familienleben und Kinderarmut – Sossenheim ist auch ein Stadtteil der Kontraste, der gut mit dem Brückenschlag der Regenbogengemeinde lebt.

Gunda Höppner



Ein Sinnbild für die Kontraste, die den Stadtteil prägen: Die Hochhäuser der Dunant-Siedlung und der alte Ortskern von Sossenheim. Die Regenbogengemeinde umfasst beides und will Brücken schlagen zwischen den unterschiedlichen Lebenswelten. Foto: Rolf Oeser

Der Web-Tipp

evangelisch.de

► Es wird beworben als „erstes religiöses Nachrichten-Mitmach-Seelsorge-Internetprojekt der Welt“, und ersonnen wurde es in Frankfurt: Seit Ende September ist evangelisch.de am Start. Eine Million Euro steckt die Evangelische Kirche in Deutschland jährlich in das Projekt, will aber der Redaktion, die zum Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik im Mertonviertel gehört, inhaltlich freie Hand lassen. Der Schwerpunkt von www.evangelisch.de liegt weniger auf Nachrichten und Informationen als darauf, eine „Community“ zu bilden, eine evangelisch-affine Netzgemeinde. Anliegen sei es, „die Leute zum Denken zu bringen“, so Projektleiterin Melanie Huber, sowie die „evangelische Würze“ in alltäglichen Geschichten und Nachrichten zu finden.

Wie Bilder entstehen

Reihe „Kein Bild!“ in der Stadtakademie

► Um die naturwissenschaftlichen Grundlagen des Sehens und der Wahrnehmung sowie die Macht von Fernsehbildern ging es bei einem Vortragsabend in der Evangelischen Stadtakademie am Römerberg. Er war der Auftakt einer neuen Reihe, die unter dem Motto „Kein Bild!“ (in Anlehnung an das erste Gebot) die gesellschaftliche und religiöse Bedeutung von Bildern aufgreift.

Was im Gehirn geschieht, wenn Menschen sehen, stellte Kerstin Schmidt, Hirnforscherin am Frankfurter Max-Planck-Institut, dar. Sehen sei eine Interpretation optischer Information, die nicht notwendigerweise mit messbaren physikalischen Gegebenheiten übereinstimmt: Ein gleich langer Balken könne in zwei verschiedenen Bildern als unterschiedlich lang wahrgenommen werden, wenn das Auge durch die Umgebung so gelenkt werde. Im Alltag habe man jedoch verschiedene Kriterien wie Farbe, Position, Bewegungsrichtung und den Kontext zur Verfügung, um das Gesehene einordnen zu können.

Sehreize, erklärte Schmidt, treffen im Gehirn auf Nervenzellen, deren „Aktionspotenziale“ sich mit bildgebenden Verfahren und Tönen nachweisen lassen. Es entstehe aber kein Gesamtbild im Gehirn, sondern ein Bild verteile sich sozusagen auf mehrere Areale im Gehirn, von denen die „höheren“ komplexere Strukturen aufnehmen könnten und sich mit den „niedrigeren“ rückkoppelten. Das Gehirn „spreche“ sozusagen permanent mit sich selbst. Es sei auch

so, dass sensorische Reize das Hirn nie unvorbereitet trafen, es gebe immer schon gewisse Vorprägungen, zum Beispiel die Seherfahrungen seit der Geburt.

Ob kulturelle Codes jeweils unterschiedliche Sichtweisen produzieren, fragte der Publizist und Medienpädagoge Andreas Martin: Sehen, zugespielt formuliert, Katholiken etwas anderes als Protestanten? Auf welche Weise Erfahrungswerte in den Hirnstrukturen festgelegt seien, sei noch nicht ausreichend erforscht, so Schmidt. Man habe aber zum Beispiel festgestellt, dass Hände und einzelne Finger in der Hirnstruktur von Musikern deutlicher abgebildet seien als bei anderen.

Was Bilder bewirken und wie Menschen damit umgehen, war das Thema von Michaela Pilters, die beim ZDF für die katholische Fernseharbeit verantwortlich ist. Bilder hätten mehr Gewicht als Worte, denn sie appellierten unmittelbar an Gefühle. Fernsehen präge durch Bilder die Vorstellung der meisten Menschen von Gesellschaft. Das gehe so weit, dass Zuschauer und Zuschauerinnen sogar Spielfilme für real halten. Bilder könnten zudem auch manipuliert werden.

In den kommenden Monaten greift die Stadtakademie die unterschiedliche Bildproduktion der drei großen Weltreligionen bei Führungen in Frankfurter Museen auf. Nächster Termin ist am Mittwoch, 28. Oktober, mit einer Führung um 18 Uhr zum Thema „Abbild des Göttlichen“ im Ikonenmuseum. Stephanie von Selchow



Nachdenken über Armut und Reichtum: Ein Open-Air-Gottesdienst des Ökumenischen Rates Bornheim/Nordend am Uhrtürmchen machte die Wirtschaftskrise zum Thema. Foto: Rolf Oeser

Geld allein macht nicht reich

Open-Air-Gottesdienst zur Wirtschaftskrise am Uhrtürmchen

► „Die Wirtschaftskrise ist ein Thema, das jeden betrifft, und wir haben als Christen eine Meinung dazu“, erklärte der katholische Stadtdekan Michael Metzler. „Was unser Leben reich macht, sind Nächstenliebe und Solidarität.“

Der Ökumenische Rat Bornheim/Nordend, in dem sich evangelische und katholische Gemeinden und Einrichtungen zusammengeschlossen haben, hatte zu einem Gottesdienst ans Uhrtürmchen auf der Berger Straße eingeladen. Thema: „Geld ist nicht alles – Bornheim zwischen Wohlstand und Armut“.

Angeht die Wirtschaftskrise, die bei vielen Menschen Sorgen vor der Zukunft, Angst um den Arbeitsplatz, vor Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit auslöst, wollte der Gottesdienst ins Bewusstsein rufen, dass materielle Sicherheit nicht der einzige Lebenswert ist. Begleitet von der Musik zweier Gitarristen der „Väterband“ aus Seckbach rückten über hundert Menschen auf Bänken vor der kleinen Bühne zusammen, einige löffelten noch ihr Eis aus. Auch zahlreiche Passanten und Passantinnen blieben stehen.

„Ich kenne viele Leiharbeiter und Aufstocker“, berichtete Thomas Schmidt aus seinem Berufs-

alltag als Betriebsratsvorsitzender bei Neckermann. „Die Leute arbeiten und sind trotzdem arm.“ Armut mache einsam, stimmte ihm Conny von Schumann zu, der im Diakonischen Werk für Frankfurt Maßnahmen zu so genannten „Arbeitsgelegenheiten“ betreut. „Viele Hartz-IV-Empfänger und Ein-Euro-Jobber haben sich aus der Gesellschaft verabschiedet“, so seine Einschätzung. Andererseits gebe es immer noch jene, die trotz Krise enorm viel Geld verdienen, kritisierte der Franziskanerbruder Markus Heinze.

„Jeder sollte genau so viel Geld haben, dass er über so etwas Langweiliges wie Geld nicht ständig nachdenken muss“, resumierte Thomas Schmidt. Spontaner

Applaus zeigte, dass er mit diesem Appell richtig lag. Pfarrer Hans-Ulrich Hofmann erzählte, wie er einmal einem Mann, der hungrig war, zu essen gegeben hat. Im Nachhinein bereute er, ihm nicht mehr angeboten zu haben. Er lief ihm nach, konnte ihn jedoch nicht mehr finden. „Wir haben jetzt die Gelegenheit, Zeit und Geld einzusetzen, um Not zu lindern“, so der Pfarrer der methodistischen Gemeinde.

Dass sich Kirchengemeinden da durchaus auch selbstkritisch befragen müssen, betonte Renate Sandforth vom Kirchenvorstand der Luthergemeinde: „Auch viele Angebote in der Gemeinde schließen arme aus. Wir sollten mehr Brücken bauen.“ Bettina Merkelbach

Kongress: alternatives Wirtschaften

► Einen Kongress zu alternativen Wirtschaftsmodellen veranstaltet die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau am Dienstag, 3. November, in Frankfurt. Unter dem Motto „Wohlstand ohne Wachstumszwang“ sind Fachleute und gesellschaftliche Gruppen eingeladen, Ideen für nachhaltiges Wirtschaften zu

entwickeln. Unter anderem sprechen Kirchenpräsident Volker Jung, Wolfgang Sachs vom Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt, Energie sowie Harald Welzer vom Kulturwissenschaftlichen Institut Essen. Informationen und Anmeldung unter Telefon 061312 874435 oder www.zgv.info. as.

Interreligiöses Gespräch

Kulturpreis doch an Kermani

► Der Hessische Kulturpreis 2009 wird nun doch an alle vier ursprünglich vorgesehenen Preisträger verliehen. Dies hat das zuständige Kuratorium des Landes Hessen mitgeteilt. Die Verleihung war zunächst verschoben worden, weil die beiden christlichen Preisträger, der Mainzer Kardinal Karl Lehmann und der frühere Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nas-

sau, Peter Steinacker, eine gemeinsame Preisverleihung mit dem Schriftsteller und Islamwissenschaftler Navid Kermani abgelehnt hatten. Dass das Land Hessen Kermani den Preis darauf zunächst wieder aberkannte, hatte für viel öffentliche Kritik gesorgt.

Der mit 45.000 Euro dotierte Preis soll Toleranz und Einsatz für den Dialog zwischen den Religionen würdigen. epd/as.

Familienurlaub im Schnee ...

Berliner Grenzerfahrungen – und Kirche mittendrin?
14. – 18. November

Urlaub im Schnee! Familienfreizeit zur Jahreswende
26. Dezember – 2. Januar 2010

Wein- und Weihnachtsmarkt Freiburg im Breisgau
27. – 29. November

Neuen Reisekatalog Herbst | Winter 2009 | 10 anfordern unter

Fünf Tage Berlin: Begeben Sie sich 20 Jahre nach dem Mauerfall auf Spurensuche. Erfahren Sie Hintergründe zur Rolle der Evangelischen Kirche in der Oppositionsbewegung. Nehmen Sie teil an den Berliner Grenzerfahrungen.

Im Fichtelgebirge sind die Chancen für Schneemannwetter und Schlittensfahrten gut! Hier können Mütter und/oder Väter das Jahresende mit ihren Kindern in frischer Winterluft ausklingen lassen und gemeinsam mit anderen Familien Silvester feiern.

Ein adventliches Genusswochenende mit badischer Küche und Wein aus Breisgau und Elsass. Der Weinexperte Andreas Zentner informiert über den Weinbau der Region in allen seinen Facetten.

Telefon 069-297 23 95 11
E-Mail info@ervreisen.de
Web www.ervreisen.de

Preis **489 EUR** (EZ + 86 EUR), inkl. Ü/HP, gemeinsame Bahnreise, Besichtigungen, Zeitzeugengespräche, Begegnungen

Preis Erwachsene **395 EUR** (Kinder je nach Alter 59 – 295 EUR), inkl. Ü/VP, An- und Abreise, Programm

Preis **398 EUR** inkl. Ü/VP im Einzelzimmer, Anreise im ICE, Weinverkostung, Seminarunterlagen und Stadtrundgang

Kirchliches Werk für Freizeit und Erholung
Klingerstraße 24
60313 Frankfurt am Main

Öffnungszeiten Mo – Do 9 – 18 Uhr
Fr 9 – 15 Uhr

Evangelischer Regionalverband Frankfurt am Main
Fachbereich I: Beratung, Bildung, Jugend



„Frankfurt ist meine Wahlheimat“

Ein Gespräch mit Athenagoras Ziliaskopoulos, dem Vorsitzenden des Rates der Religionen

Vor einigen Monaten gründete sich in Frankfurt der „Rat der Religionen“. In einer Interviewreihe stellt „Evangelisches Frankfurt“ dessen Mitglieder und die Religionsgemeinschaften, aus denen sie kommen, vor. Den Anfang macht Athenagoras Ziliaskopoulos. Der 39 Jahre alte Pfarrer der griechisch-orthodoxen Gemeinde ist von der „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen“ in den Rat entsandt worden und dessen Vorsitzender.

► Herr Ziliaskopoulos, zu welcher christlichen Kirche gehören Sie?

Ich bin Pfarrer der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland. Wir haben einen Bischof, der seinen Sitz in Bonn hat, und unterstehen dem Ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel, in Istanbul. In ganz Deutschland gibt es ungefähr hundert Gemeinden.

Und in Frankfurt?

Hier haben wir zwei Pfarreien, Heiliger Georg im Grüneburgpark und die Prophet Elias-Pfarrei beim Alten Bockenheimer Friedhof am Westbahnhof, wo ich Pfarrer bin. Dort bauen wir zur Zeit eine neue Kirche. Das jetzige Gebäude war früher eine evangelische Notkirche, die nach dem Krieg zur Dreifaltigkeitsgemeinde gehört hat. Unsere Gemeinde nutzt sie schon seit 1972.

Wie viele Menschen kommen sonntags zu Ihren Gottesdiensten?

So zwischen 500 und 800 Leute. Die Gemeinde ist natürlich auch ein Stück Heimat. Nach dem Gottesdienst gibt es Souvlaki und griechische Musik, es ist ein schönes Beisammensein.

Das heißt, es sind überwiegend griechische Gemeindemitglieder?

Überwiegend, ja, aber nicht nur. Es gibt ungefähr 7500 Griechen in Frankfurt, wir nehmen an, dass etwa 7000 davon orthodox sind. Unser Gemeindegebiet reicht aber im Süden bis Darmstadt und im Norden bis Bad Nauheim. Zu unserer Gemeinde gehören auch rumänische Familien sowie einige amerikanische und sogar eine japanische. Und es gibt natürlich auch eine gewisse Zahl von Deutschen, die durch Heirat oder aus Interesse zur Orthodoxie übergetreten sind. Deshalb sind unsere Gottesdienste sprachlich gemischt, und wir haben einmal im Monat einen deutschsprachigen Gottesdienst.



Welche Gemeindeaktivitäten haben Sie noch?

Wir haben Kinder- und Jugendgruppen, eine Tanzgruppe, einen Erwachsenenkatechismus und kostenlose Nachhilfe für Schulkinder. Einmal die Woche bieten wir außerdem für Interessierte eine Einführung in den orthodoxen Glauben an.

Wodurch unterscheidet sich die orthodoxe Kirche von der evangelischen?

Wir haben sehr viele gemeinsa-

me Wurzeln, und unsere Basis ist die Bibel. Es gibt viele theologische Themen, die in der orthodoxen und der evangelischen Kirche gemeinsam sind, sich aber von der Lehre der römisch-katholischen Kirche unterscheiden. Wir anerkennen zum Beispiel beide nicht die Unfehlbarkeit des Papstes und den Anspruch der Alleinherrschaft. Umgekehrt gibt es aber auch große Gemeinsamkeiten zwischen uns und der römisch-katholischen Kirche, etwa beim Ritus und der Liturgie oder in der Kirchenstruktur.

Und genau wie die katholische Kirche ordinieren Sie keine Frauen zu Pfarrerinnen.

Nein, wir ordinieren keine Frauen, das haben wir mit der römischen Kirche gemeinsam. Anders als dort gibt es bei uns aber kein Gesetz, das das verbietet.

Was ist dann der Grund, Gewohnheit?

Ja, Gewohnheit. In den Missi-

onskirchen in Afrika gibt es Bestrebungen, dass man als ersten Schritt Bischöfe aus der Gruppe der verheirateten Priester weihen – bei uns können ja Priester heiraten, aber nur aus den unverheirateten oder verwitweten können Bischöfe geweiht werden. Und es gibt auch schon Stimmen, die fordern, dass man Frauen weihen darf. Das ist aber ein langer Weg.

Seit wann sind eigentlich die westlichen und die orthodoxen Kirchen getrennt?

Diese Spaltung war im Jahr 1054. Damals kam eine Delegation aus Rom nach Konstantinopel, und es gab einen Streit. Aber der ist 1965 offiziell beigelegt worden, seither erkennen sich beide Kirchen wieder an. Unsere Einigung mit den evangelischen Kirchen ist sogar noch älter, wir gehörten ja 1948 bereits zu den Gründungsmitgliedern des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Noch eine persönliche Frage: Wie sind Sie nach Frankfurt gekommen?

Ich habe nach meinem Studium in Thessaloniki in Frankfurt Germanistik und Religionswissenschaften studiert. Aber damals gab es hier keine Pfarrstelle, deshalb bin ich zunächst nach Neuss und dann nach München gegangen. Als vor fünf Jahren hier eine Stelle frei wurde, habe ich den Wunsch geäußert, nach Frankfurt zu kommen.

Weil Frankfurt so schön ist?

Ja, ich habe hier eine schöne Studentenzeit gehabt. Außerdem bin ich hier vor zwölf Jahren zum Priester geweiht worden, bin also emotional sehr mit Frankfurt verbunden. Es ist meine Wahlheimat.

Interview: Antje Schrupp/ Foto: Rolf Oeser

Modellprojekt für Menschen mit Behinderung

► „Die Haltung gegenüber Menschen mit Behinderung hat sich seit den Anfängen der Sozialarbeit sehr gewandelt“, sagt Sigrid Unglaub, die Leiterin des Arbeitsbereiches „Integration“ im Diakonischen Werk für Frankfurt. „Ganz früher ging es nur darum, diese Menschen mit den notwendigen Hilfen zu versorgen. Dann kam das Bemühen, sie in das normale Leben zu integrieren. Heute geht es um wirkliches Zusammenleben, darum, dass sie sich aktiv an der Gesellschaft beteiligen, also um Inklusion.“

Doch es ist nicht so einfach, die hehre Theorie auch in die alltägliche Praxis zu übersetzen. Deshalb gibt es seit einem Jahr ein von der evangelischen Kirche ins Leben gerufenes Modellprojekt im Nordend, das Ideen und Anregungen für mehr Selbstbestimmung und Teilhabe behinderter Menschen entwickeln und koordinieren soll. Das Projekt, das auf drei Jahre angelegt ist und demnächst auch in der Nordweststadt startet, wird mit 240 000 Euro von der „Aktion Mensch“ finanziert, weitere 47 000 Euro schießt die Kirche zu.

Zu den monatlichen Netzwerktreffen im Begegnungszentrum „Drehscheibe“ in der Fürstenberger Straße hat Projektleiterin Stefanie Schleifer Menschen aus Kirchengemeinden, Organisationen der Behindertenhilfe, Selbst-

hilfegruppen, aber auch interessierte Einzelpersonen eingeladen. Erste Initiativen wurden bereits auf den Weg gebracht, zum Beispiel eine Filmreihe in den Naxoshallen mit Publikumsgesprächen.

„Uns ist es wichtig, dass wir Menschen mit und ohne Behinderung zusammenbringen“, sagt Schleifer. „Wir wollen weg von dem Defizit-Ansatz, der die Betroffenen immer nur über das definiert, was sie nicht können. Es geht darum, zu sehen, dass sie sehr viel beitragen können.“ Deshalb sei das Netzwerk auch bemüht, Bereiche und Aktivitäten miteinander in Kontakt zu bringen, die sonst nicht viel miteinander zu tun haben, wie zum Beispiel

Behinderten-Selbsthilfegruppen und Vereine für Migrantinnen und Migranten.

Ein großes Thema bei den Netzwerktreffen sei jedoch nach wie vor die Barrierefreiheit. „Oft fehlt einfach das entsprechende Bewusstsein“, sagt Sigrid Unglaub. „Wenn zum Beispiel Ladenbesitzer dauernd ihr Sortiment umräumen und sich nicht klar machen, was das für Blinde bedeutet.“ Wobei die Interessen verschiedener Behinderungen manchmal auch gegenläufig sein können: „Wir haben etwa über die Übergänge vom Bürgersteig zur Straße diskutiert“, erzählt Schleifer. „Für Rollstuhlfahrer ist es besser, wenn hier kein Absatz ist, für Blinde ist der Absatz aber eine Orientierung.“

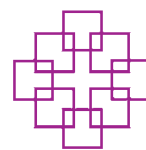
Wer Interesse hat, im Netzwerk mitzuarbeiten, kann sich bei Stefanie Schleifer, Telefon 069-5302242, erkundigen. Am Montag, 16. November, veranstaltet das Netzwerk eine Fachtagung im Dominikanerkloster am Börneplatz, die das Thema „Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe“ mit Vorträgen und Praxisbeispielen aufgreift. Mehr unter www.integrationshilfen.de. Antje Schrupp



Menschen mit und ohne Behinderung im Nordend zusammenbringen will ein Modellprojekt des Diakonischen Werkes. Foto: Franz Pfluegl/Fotolia.com

Diakonie
Frankfurt am Main

Das Diakonische Werk für Frankfurt am Main sucht



Erzieherinnen und Erzieher

für seine Krabbelstuben und Kindertagesstätten in Frankfurt am Main.

Frankfurt ist eine Stadt für Kinder und Familien. Deshalb wurde in den letzten Jahren die Kinderbetreuung ausgebaut. In unseren Einrichtungen werden Kinder im Alter von 4 Monaten bis 10 Jahren von mindestens zwei Fachkräften pro Gruppe (11 bzw. 21 Kinder) betreut.

Gesucht werden kompetente und engagierte Fachkräfte für Krabbelgruppen, Kindertagesstätte und Hort. In den Krabbelgruppen arbeiten wir nach dem pädagogischen Konzept der ungarischen Kinderärztin Dr. Emmi Pikler.

Wir bieten einen unbefristeten und zukunftsorientierten Arbeitsplatz in Vollzeit oder Teilzeit, fachliche Begleitung und interne Fortbildungen. Vergütung nach KDAVO. Wir erwarten die Mitgliedschaft in einer christlichen Kirche.

Ihre Bewerbungsunterlagen richten Sie mit der Angabe ihres bevorzugten Arbeitsfeldes an:

Diakonisches Werk für Frankfurt
Geschäftsstelle · Reinegrabenstraße 10 · 60311 Frankfurt

Auskunft erteilt Kurt-Helmuth Eimuth · Telefon (0 69) 9 21 05-66 46
E-Mail: kita@ervffm.de

Filme zu „Trauma und Trauer“

► Filme, die die Folgen von Gewaltverletzungen thematisieren, zeigt das Ökumenische Zentrum Christuskirche am Beethovenplatz im Westend in der Reihe „Trauma und Trauer“. Nicht die Gewalt selbst steht dabei im Vordergrund, sondern die Spuren, die Gewalt in Menschen hinterlässt.

Den Auftakt macht „Waltz with Bashir“ (2008) des israelischen Regisseurs Ari Folman, der ausgehend vom Libanonkrieg zeigt, wie Terror, Angst und Verdrängung zusammenwirken. Weiter geht es am Mittwoch, 4. November, mit „Silent Waters“ (2003). Die pakistanische Regisseurin Sabiha Sumar erzählt eine Familiengeschichte im politisch-religiösen Spannungsbereich Punjab. Bis März 2010 wird die Reihe jeden ersten Mittwoch im Monat fortgeführt, Beginn jeweils 19 Uhr. as.

Können Christen Seder feiern?

► Kritische Fragen zum christlichen Umgang mit dem Judentum stellt eine Veranstaltung am Mittwoch, 25. November, um 18.30 Uhr in der Evangelischen Stadtakademie am Römerberg. „Können Christen Seder feiern?“ fragen der Sozialwissenschaftler Doron Kiesel und Pröpstin Gabriele Scherle.

„Jüdische und christliche Lichter im Advent“ ist Motto eines Gottesdienstes am Sonntag, 6. Dezember, um 10.30 Uhr in der Lutherkirche im Nordend, Martin-Luther-Platz 1. Anschließend gibt es ein Chanukkaspield bei Kaffee, Tee und „Krepplach“ as.

„Freunde fürs ganze Leben“

Evangelisches Jugendwerk feierte 111. – Bombach gratulierte

► „Ich habe beim Evangelischen Jugendwerk Freunde für mein ganzes Leben gefunden und christliche Lebenswerte kennengelernt, die mich bis heute prägen“, erklärte HR-Moderator Jörg Bombach beim Auftakt zur Jubiläumswoche „111 Jahre Evangelisches Jugendwerk Hessen“. In zehn Jahren als Heliand-Pfadfinder habe er erfahren, dass Christen keineswegs frömmelnd oder weltabgewandt seien, sondern voll im Leben stehen.

Das Evangelische Jugendwerk (EJW) wurde 1898 von Albert Hameln in Bockenheim gegründet. Er organisierte Schüler, die ehrenamtlich in Schulen Bibelarbeit mit anderen Schülern übernahmen. Heute engagieren sich in ganz Hessen 300 ehrenamtliche junge Menschen beim EJW sowie zehn Hauptamtliche. Sie bieten wöchentlich Kinder-, Jugend-, Mädchen- und Pfadfinderkreise in den evangelischen Kirchengemeinden Frankfurts und des Rhein-Main Gebietes an. Außerdem veranstaltet das EJW Ferienfreizeiten und Zeltlager; allein aus Frankfurt führen diesen Sommer 300 Jugendliche mit. Vater-Kind-Wochenenden, besondere Jungenfreizeiten und Mädchentage gehören ebenso zum Programm, und das EJW unterstützt das Schulsozialprojekt „Pro-



Jörg Bombach beim Jubiläum des Evangelischen Jugendwerkes. Der Chef des Radiosenders hr3 war als Jugendlicher selbst im EJW aktiv. Foto: Rolf Oeser

cedi“ in einem Armenviertel von Guatemala-Stadt.

Im Zentrum der Arbeit steht das Erleben von Gemeinschaft und die Auseinandersetzung mit dem persönlichen Glauben und christlichen Werten. Jugendliche können Begabung und Talente an sich entdecken und sich Toleranz, Teamfähigkeit und Konfliktfähigkeit aneignen und so lernen, Verantwortung für andere zu übernehmen. Das EJW schult seine Ehrenamtlichen in speziellen Ausbildungskursen.

Zum Jubiläum unterstrich Pfarrer Jürgen Mattis, Leiter des zuständigen Fachbereichs im Evangelischen Regionalverband Frankfurt, was für ein Gewinn es nicht nur für die evangelische Kir-

che, sondern auch für das Gemeinwesen der Stadt Frankfurt sei, dass junge Christen und Christinnen ihren Glauben im Ehrenamt praktisch umsetzen. Allein in Frankfurt arbeiteten 180 Ehrenamtliche und fünf Hauptamtliche mit rund 800 Jugendlichen in 24 Kirchengemeinden. Das EJW steuere sich selbst jenseits der Institutionen, werde aber seit den 1920er Jahren finanziell von Kirche unterstützt, die ihm freundschaftlich verbunden sei.

Während der Jubiläumswoche standen zehn kreuzförmig angeordnete Container auf dem Roßmarkt, die die zehn Gebote gestalteten: Damit hatten sich EJW-Kinder- und Jugendgruppen in den Wochen zuvor intensiv beschäftigt. „Gerade in der jetzigen Krise können die zehn Gebote eine Orientierung sein“, erklärte Jugendreferentin Saskia Schneider. Im Container zum ersten Gebot „Du sollst dir kein Bildnis machen“ waren etwa Zitate von Philosophen und Theologen, aber auch von Popstars und anderen Mediengrößen auf eine Stellwand geklebt, die sich damit auseinandersetzen, was Gott ist – und was nicht.

Weitere Höhepunkte des Jubiläumsprogramms waren die Vorpremiere des Hildegard von Bingen-Films in den E-Kinos mit anschließender Diskussion, ein Jugendkonzert, eine Sponsoren-Fahrrad-Rallye für „Procedi“ in Guatemala und der Abschluss-Gottesdienst mit Pröpstin Gabriele Scherle. Stephanie von Selchow

■ Gemeindeflohmärkte sind Fundgruben



Geschäftiges Treiben beim Flohmarkt in der Dreikönigsgemeinde in Sachsenhausen: In unregelmäßigen Abständen veranstalten viele Kirchengemeinden solche Flohmärkte für Kinderkleidung, gebrauchtes Spielzeug oder Bücher und andere Kleinigkeiten. Gerade für junge Familien sind das oft wahre Fundgruben. Zudem kommt der Erlös meist einem guten Zweck zugute. Der nächste Flohmarkt findet am Samstag, 10. Oktober, von 11 bis 15 Uhr in der Festeburggemeinde in Preungesheim, An der Wolfsweide 58, statt. Würstchen und Kuchen gibt es außerdem. Foto: Ilona Surrey

Kurz notiert

■ Doch kein Bischof

Offenbar soll es nun doch keinen „Bischof“ in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau geben. Im geänderten Entwurf für eine neue Kirchenverfassung ist der Vorschlag, das Amt des Kirchenpräsidenten künftig umzubenennen, gestrichen worden. Endgültig entschieden wird darüber bei einer Synodentagung im November.

■ Teenie-Café unterstützt

Die Deutsche Bank hat im Rahmen ihrer „Social Days“ das Teenie-Café des Evangelischen Vereins für Jugendsozialarbeit am Frankfurter Berg unterstützt. Gemeinsam mit Jugendlichen hat ein Team aus Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einige Räume neu gestrichen und eine Bibliothek angelegt. Außerdem spendete die Bank 1300 Euro.

■ Märchen trifft Percussion

Eine musikalische Matinée für Kinder und Erwachsene gibt es am Sonntag, 11. Oktober, um 11.30 Uhr in der Festeburgkirche in Preungesheim, An der Wolfsweide 58. Das Ensemble „Das Lumpengesindel“ trägt Tiernächte der Gebrüder Grimm vor.

■ Stadtrundgang zu Hygiene

In Frankfurt war es im 16. Jahrhundert verboten, Menschen mit ansteckenden Krankheiten zuhause zu versorgen. Sie mussten in ein Pestilenzhaus am Klapperfeld gebracht werden. Dies und mehr zum Thema „Hygiene“ ist Thema eines historischen Stadtrundgangs am Donnerstag, 29. Oktober. Start um 12 Uhr an der Alten Nikolai-Kirche am Römerberg.

■ Meditatives Tanzen

Ein Nachmittagsworkshop „Meditatives Tanzen im Kreis der Jahreszeiten“ findet am Samstag, 24. Oktober, von 15 bis 18 Uhr im Evangelischen Frauenbegegnungszentrum, Saalgasse 15, statt. Infos und Anmeldung unter Telefon 069-9207080.

■ Rechtliche Betreuung

Eine Tagung zum Thema „Ehrenamtliche Rechtliche Betreuung als Herausforderung und Chance“ veranstaltet das Diakonische Werk für Frankfurt am Donnerstag, 5. November, von 9 bis 17 Uhr im Dominikanerkloster am Börneplatz. In fünf Vorträgen und einer Podiumsdiskussion werden rechtliche Aspekte und praktische Erfahrungen vorgestellt. Flyer anfordern bei karl-heinz.schulz@diakonischeswerk-frankfurt.de.

■ Bücher gewonnen

Bei den Verlosungen der September-Ausgabe wurden für die „Gartengeschichten“ von Eva Demski Monika Grasshoff, Marianne Mais und Ursula Vömel ausgelost. Das Buch „Erleuchtung trifft Auferstehung“ von Ursula Baatz gewannen Christoph Enslin, Thomas Genzmehr, Alexandra Mann, Sabine Mullett und Stefanie Ucsnay.

einfühlsam * individuell * professionell

Pietät am Dornbusch
Bestattungen aller Art
Inh. Isabelle Lubnow

77 03 57 57

Eschersh. Landstr. 278
60320 Frankfurt/Main

Abschiedsraum
und Trauerhalle
in Frankfurt/Nieder-Eschbach

Terminkalender

■ Begegnung

Vom Zauber des Vergehens – Ökumenischer Frauengottesdienst am Dienstag, 13. Oktober, um 19 Uhr in der Alten Nikolaikirche am Römerberg.

Twitter und Co. – Frauen im Web 2.0. Vortrag und Diskussion am Freitag, 30. Oktober, um 19 Uhr im Evangelischen Frauenbegegnungszentrum, Saalgasse 15.

Meditativer Nachtgottesdienst – Lieder aus Taizé, Lesungen, Gebet, Brot und Wein am Freitag, 30. Oktober, von 22 bis 24 Uhr in der Epiphaniaskirche im Nordend, Oeder Weg/Ecke Holzhausenstraße.

Kirchenkabarett – mit Detlev Schönauer am Sonntag, 1. November, um 20 Uhr im Gemeindezentrum Hausen, Alt-Hausen 3-5.

■ Konzerte

Orgelkonzert – Werke von Glasunow, Nowak und Reger am Sonntag, 4. Oktober, um 18 Uhr in der Katharinenkirche, Hauptwache.

Sound the trumpet – Konzert mit Trompete, Sopran und Cembalo am Sonntag, 4. Oktober, um 18 Uhr in der Andreaskirche in Eschersheim, Kirchhainer Straße 2.

Orgel und Kammermusik – am Donnerstag, 15. Oktober, um 17 Uhr in der Gethsemanekirche im Nordend, Eckenheimer Landstraße 90.

Pomp and Circumstances – Orgelkonzert mit Werken von Bach, Händel, Wagner und anderen am Samstag, 17. Oktober, um 18 Uhr in der Kirche Bonames, Homburger Landstraße 624.

Bockenheimer Bachstunden – am Sonntag, 18. Oktober, um 17 Uhr in der Jakobskirche am Kirchplatz.

Orgelkonzert – Improvisationen über Kirchenlieder in der Lukas-kirche in Sachsenhausen, Gartenstraße 67.

Westfälische Saxophoniker – Konzert am Sonntag, 25. Oktober, um 18 Uhr in der Neuen Nicolai-kirche im Ostend, Waldschmidtstraße 116.

Flöte, Harfe und Orgel – Werke von Duruflé, Fauré, Ravel und anderen am Sonntag, 25. Oktober, um 18 Uhr in der Katharinenkirche an der Hauptwache.

Orgelnacht – zum Reformationsfest am Freitag, 30. Oktober, von 20 bis 24 Uhr in der Jakobs-kirche in Bockenheim, Am Kirchplatz.

Bach bis Tango – Violinkonzert am Sonntag, 1. November, um 17 Uhr in der Kirche Zeilsheim, Frankenthaier Weg.

Deutsches Requiem – Oratorienkonzert mit Musik von Brahms am Sonntag, 8. November, um 18 Uhr in der Katharinenkirche an der Hauptwache.

Zeitgenössischer Tanz – mit Orgelmusik am Sonntag, 15. November, um 18 Uhr in der Jakobskirche in Bockenheim, Am Kirchplatz.

Weitere Veranstaltungen im Internet: www.frankfurt-evangelisch.de oder unter Telefon 069 2165 1111



Schon zum fünften Mal veranstaltete die Dornbuschgemeinde im Sommer ihren „Gemeindelauf“ – nur dass diesmal pünktlich zum Startschuss ein heftiger Regenschauer niederging. Zumindest diese beiden Läufer, links der langjährige Kirchenvorstandsvorsitzende Klaus-Dieter Drescher, ließen sich dadurch aber ihre gute Laune nicht verderben. Auch am Ende der 3,8 Kilometer langen Strecke, die durch das Sinaigelände und eine Kleingartenanlage führte, waren sie noch guter Dinge. Der Erlös aus Startgeld und Speisenverkauf kommt der Sanierung des Kirchturms zugute.

Foto: Ilona Surrey

Martin Luther als Musical

Katakombe bringt das Leben des Reformators auf die Bühne

►Nein, es war nicht der Hang zu religiösen Themen, der das Privattheater Katakombe veranlasste, sich mit dem Reformator Martin Luther zu beschäftigen. „Wir haben von der Uraufführung in Erfurt in der Zeitung gelesen und fanden es interessant“, erzählt die Regisseurin Carola Moritz. „Wir sind immer auf der Suche nach interessanten Themen.“ Das Stück zum Lutherjahr wurde auf den Erfurter Domstufen monströs aufgeführt. Es sei dort, so Moritz, ein richtiges Freilichtspektakel gewesen. „Da drohte der Inhalt etwas unterzugehen.“ Doch die Katakombe-Künstler ließen sich nicht abschrecken. Sie erarbeiteten eine Textfassung, die auf ihr kleines Theater zugeschnitten ist, und peppten die Musik auf.

Dazwischen verwenden sie immer wieder Originaltexte Luthers. Die Produktion heißt „Martin L.“,

um sich nicht sklavisch an Luthers Biographie halten zu müssen. Darin kommt nämlich keine Liebesgeschichte mit einer Erfurter Schönheit namens Ursula vor. „Zu einem Musical gehört aber eine Liebesgeschichte“, ist Moritz überzeugt. So kann das Liebesduett „Bleib bei mir“ in künstlerischer Freiheit zum Ohrwurm werden. Doch das berühmte Gewitter, in dem Martin gelobt, ein Mönch zu werden, durchkreuzt die Heiratspläne: Martin geht ins Kloster, und auch Ursula wählt das Ordensleben und wird Nonne.

Während der Bauernaufstände kreuzen sich ihre Wege noch einmal. Die historischen Daten, auf die das Stück Bezug nimmt, sind korrekt: der Ablasshandel des Dominikanermönchs Tetzl, der Reichstag zu Worms, wo Luther sich weigert, seine theologischen Ansichten zu widerrufen, sein Exil

auf der Wartburg, die deutschen Bauernaufstände mit der Reizfigur Thomas Müntzer, der in seinen sozialkritischen Ansichten noch viel radikaler ist als Luther.

Das Musical zeigt die Jugend- und Studienjahre des Reformators bis zu den Bauernkriegen. Die fiktive Figur des Jörg – Luthers zweifelndem Alter Ego – führt durch das Stück und blickt aus heutiger Sicht auf Martin L., stellt die Fragen nach dem Weg, den Luthers Ideen genommen haben, und nach ihrer heutigen Bedeutung.

Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau unterstützt die Produktion, die ab Oktober in der Alten Nikolaikirche am Römerberg gezeigt wird. Weitere Aufführungen in ganz Deutschland sind geplant. Erfahrung mit religiösen Themen und einer Kirche als Spielort hat das Ensemble der Katakombe. Vor bald zwanzig Jahren spielte man „Jesus Christ Superstar“ in der Peterskirche.

Karten und Informationen über die Aufführungsdaten gibt es bei der Katakombe unter Telefon 069 491725, per E-Mail an info@katakombe.de, im Internet unter www.katakombe.de sowie bei den bekannten Vorverkaufsstellen. Für das Stück verlost „Evangelisches Frankfurt“ drei mal zwei Karten. Zur Teilnahme einfach E-Mail, Fax oder Postkarte mit Namen und dem Datum der gewünschten Vorstellung schicken (Adressen im Impressum auf dieser Seite). Einsendeschluss ist der 16. Oktober.



Proben für das Luther-Musical, noch ohne Kostüme: Rechts Martin Luther (gespielt von Jürgen Amonath), in Auseinandersetzung mit der fiktiven Figur des Jörg (Markus Dinohbl), der Luthers inneren Gegenpart und seine Zweifel verkörpert.

Foto: Rolf Oeser

Kurt-Helmuth Eimuth

Theater

Sankt Peter: „Blutsbande“ ohne Happy End

►Otar zündet zwei Gaslampen an, breitet eine Decke aus, stellt eine rote Rose in die Wasserflasche. Er trifft seine Freundin heimlich nachts in den Bergen. Anes ist die Tochter seines Erzfeindes. Als Otar ihr Wasser anbietet, verdächtigt sie ihn, sie vergiften zu wollen. „Wem sollen wir jetzt glauben?“ Dem Geliebten? Den verfeindeten Eltern, Geschwistern und Freunden? Das Liebespaar träumt von Heirat und Versöhnung.

Regisseur Alexander Brill bringt mit „Blutsbande“ ein neues Stück in der Jugendkulturkirche Sankt Peter auf die Bühne. Seine moderne Fassung von Shakespeares „Romeo und Julia“ und Kleists „Familie Schroffenstein“ spielt während des Gaza-Krieges. Um den Konflikt zwischen Palästina und Israel glaubhaft auf die Bühne zu bringen, hat er das Stück mit jungen Laiendarstellerinnen und -darstellern besetzt, die jüdische oder muslimische Wurzeln haben. Die Geschichte gewinnt dadurch an emotionaler Intensität. „Wir waren oft in den Ferien in der Heimat, im Sommer 2006 wurde Beirut bombardiert“, berichtet Hadi El-Harake. Er singt ein trauriges Lied über die Heimat seiner Vorfahren. Hoffnung gibt es auf der Bühne nicht: Die beiden Liebenden sterben, der Krieg hört nicht auf.

Nächste Vorstellungen sind am 7., 8., 23., 29. Oktober, am 5., 6., 19. November sowie am 3., 5., 11. Dezember. Infos unter www.theaterperipherie.de. Bettina Merkelbach

Das Letzte

China überall

►Momentan machen alle auf China, wegen der Buchmesse. Das Museum für Angewandte Kunst zeigt, wie und worauf die Chinesen und Chinesinnen so gegessen haben in den vergangenen 500 Jahren. Das Glockenspiel der alten Nikolaikirche am Römerberg spielt chinesische Volkslieder (14. Oktober, 12.05 Uhr) - um nur zwei Beispiele zu nennen. Hoffentlich bleiben bei all den Begleitveranstaltungen noch ein paar Gäste für die Messe selbst übrig.

Impressum

Herausgeber: Der Vorstand des Evangelischen Regionalverbandes Frankfurt am Main. info@evangelischesfrankfurt.de

Redaktion: Kurt-Helmuth Eimuth (Redaktionsleitung), Dr. Antje Schrupp (Geschäftsführung), Pfarrer Ralf Bräuer, Pfarrerin Gundula Höppner, Stephanie von Selchow, Pfarrer Wilfried Steller

Geschäftsstelle/Anzeigen: Kurt-Schumacher-Straße 23, 60311 Frankfurt am Main, Telefon 21 65 - 13 83, Fax 21 65 - 23 83,

Druck: Druck- und Verlagshaus Frankfurt am Main GmbH, Rathenaustraße 29, 63263 Neu-Isenburg. Die Zeitung wird kostenlos an Frankfurter Mitglieder der evangelischen Kirche verteilt. ISSN 1438-8243

„Evangelisches Frankfurt“ als Hörbuch: Telefon 530 2244.

Oktober/November · 33. Jahrgang · Nr. 6

Die nächste Ausgabe erscheint am 29. November 2009.